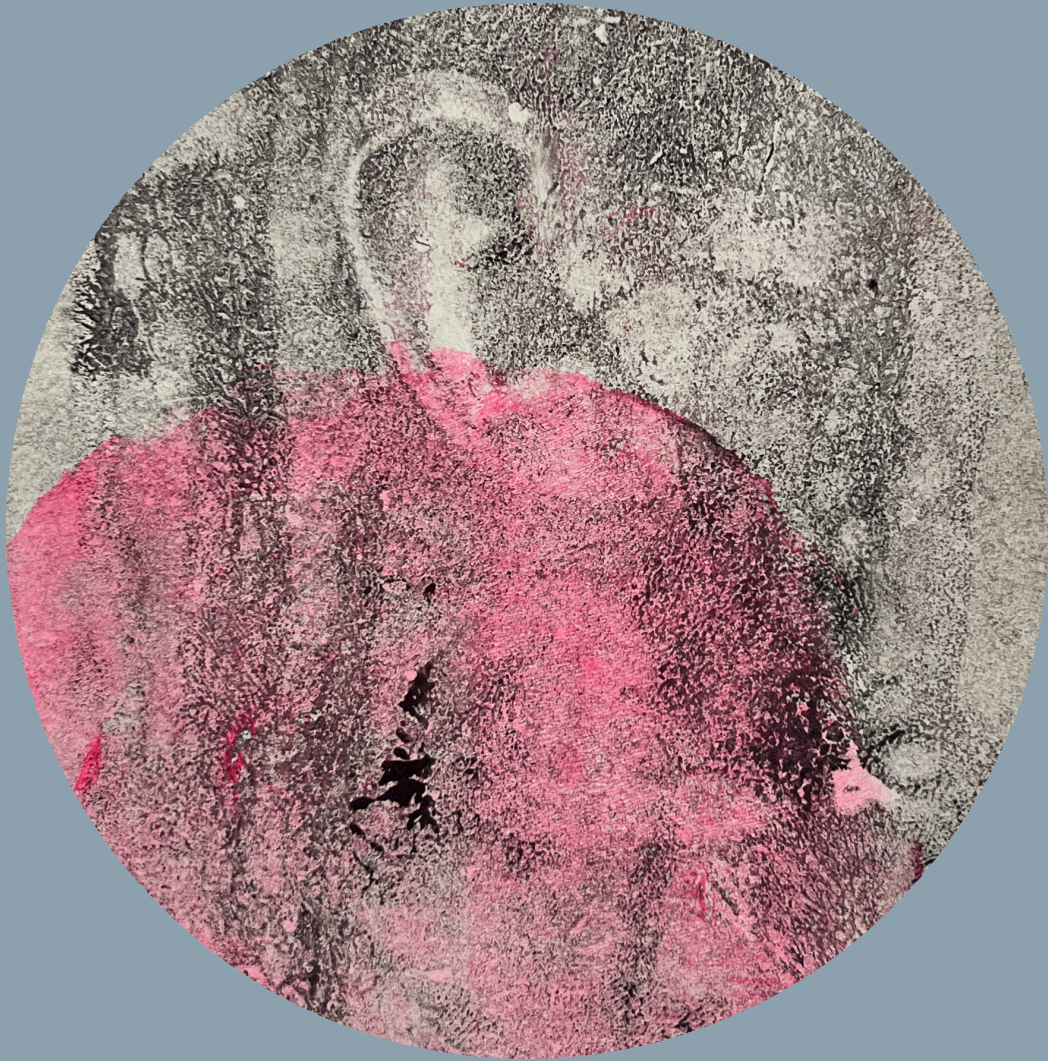


Lit E r s T u r

Zeitschrift für Literaturkritik

2024 | 6
Zusammenkommen



Mut zur Entkürzung

In den öffentlichen Debatten kommt es häufig zu populistischen Verkürzungen. Wer mehr Komplexität will, startet mit unseren Tipps.

Orte des Lesens

Das Queere Zentrum Erfurt ist ein Ort der Begegnung und mit seinen Angeboten einzigartig in Thüringen. Ein Beispiel zum Nachmachen.

Neues für die Leseliste

Jedes Jahr kommen unzählige neue Bücher auf den Markt. Was lohnt sich? Die Antwort findet sich in diesem Heft.



03/2024

Handwritten signature

Inhalt

Editorial.....	S. 2
Zusammenkommen durch Entkürzung.....	S. 4
JANNE LILKENDEY	
Auf der Suche nach Utopien mit <i>Erdling</i> und <i>Endling</i>	S. 8
TOBIAS FUNKE	
Die Gewalt der Gravitation – Balsam Karams <i>The Singularity</i>	S. 10
JESSICA MAASSEN	
„You people – I mean, diverse people – you’re all they want“. Satiren über den Kampf um Teilhabe (nicht nur) im Literaturbetrieb.....	S. 12
SARAH ECKARDT	
Der schmerzliche Entzug des Dazwischens. Anne Rabes <i>Die Möglichkeit von Glück</i>	S. 14
ANN-KATRIN PREIS	
Claire Keegan’s <i>So Late in the Day: Of Misogyny and Men</i>	S. 17
MATTIAS ENGLING	
Zum Stand der Kritischen Theorie heute	S. 19
MAX ROSENZWEIG	
A Rabble-Rouser in Corbindale: <i>The Netanyahu</i> by Joshua Cohen.....	S. 21
VERENA GOLD	
Pull the Box! Zeitkapseln als bittere Pillen	S. 23
FELIX HAENLEIN	
„Ich erinnere mich nicht.“ Zwei Comicprojekte über Erlebnisse von Kindern im Holocaust	S. 26
ELENA STIRTZ	
Flutung durch Wirklichkeit oder: Wie mir <i>Zwischen Welten</i> von Juli Zeh und Simon Urban (fast) alles vorwegnahm	S. 29
JOHANNA KÄSMANN	
Erfolgreiche Führungszeichen und eine neue Leseliste. „Einige Herren sagten etwas dazu“. <i>Die Autorinnen der Gruppe 47</i> von Nicole Seifert.....	S. 34
WOLFGANG STRUCK	
Im Tempel.....	S. 37
NADINE FECHNER	
Zusammenkommen im Zeichen der Ausgrenzung. Ein Blick auf eine Fotografie aus dem Bestand der Friedenstein Stiftung Gotha	S. 40
SOPHIA KLEFISCH	
Orte des Lesens: Queeres Zentrum Erfurt. Beratung, Bildung, Begegnung in Thüringen.....	S. 43
FELIX HAENLEIN	
Kleine Anatomie des Buches: Aufkleber.....	S. 46

Editorial

Liebe Leser·innen,

in diesem Jahr finden wichtige Wahlen in Erfurt, Thüringen und Europa statt, deren Ausgang uns angehen muss, weil wir besorgt sind um die Demokratie. Dass das Grundgesetz auf uneingeschränkte Zustimmung stößt, erscheint plötzlich nicht mehr selbstverständlich, gerade auch in unserem Bundesland Thüringen.

Wenn wir dieses Heft „Zusammenkommen“ nennen, dann meinen wir damit allerdings nicht, dass wir uns den radikalen und hasserfüllten Positionen der AfD annähern wollen oder dass wir den Dialog mit Faschist·innen suchen. Zusammenkommen müssen wir stattdessen als Demokrat·innen, um miteinander Lösungen zu erdenken. Es ist daher nicht mehr ausreichend, nur ein Kreuzchen in der Wahlkabine zu setzen, sondern an der Zeit, sich trotz aller internen Disharmonien deutlich zu positionieren und Räume zu verteidigen, in denen wir zusammenkommen können, uns zuhören können und die uns – wie das in diesem Heft beispielsweise vorgestellte Queere Zentrum Erfurt – von einer AfD-Regierung ohne Zweifel genommen werden würden. Dass auch den Universitäten und dort vor allem den Geisteswissenschaften in einem solchen Szenario harte Zeiten bevorstünden, ist offensichtlich. Freies Denken und eine freie Kulturszene sind unter den Voraussetzungen einer rechten Hegemonie in Gefahr.

Dass aber ein Optimismus für die Zukunft aus dem Zusammenkommen, im Sinne des Urverständnisses der demokratischen Praxis, entstehen kann, haben wir an den Demonstrationen der letzten Wochen und Monate gesehen. Was aus diesen ersten Demonstrationen aber wirklich erwächst, wird sich in diesem Jahr erst noch zeigen müssen. Auf jeden Fall scheinen die diesjährigen Wahlen nochmal besonders einen möglichen Wendepunkt zu markieren, bei dem anti-demokratische Tendenzen ein neues Niveau erreichen. So wird bereits über Koalitionen oder andere Formen der Kooperation mit der AfD spekuliert, die rechtsextremen Spitzenkandidaten stehen im Fokus wie noch nie und gleichzeitig nehmen Attacken auf (Lokal-)Politiker·innen zu, was nicht zuletzt an der fortwährenden Verschärfung des Tons im allgemeinen Umgang miteinander liegt.

Mit der aktuellen Ausgabe unseres Heftes wollen wir uns allen Bemühungen anschließen, die 2024 im Hinblick auf die anstehenden Wahlen und zur Stärkung der Demokratie insbesondere in Thüringen organisiert werden. Deshalb haben wir uns in dieser Ausgabe vor allem mit Veröffentlichungen auseinandergesetzt, die die Vielfalt verschiedener Lebensentwürfe thematisieren oder die gesellschaftlichen Chancen im Miteinander lesbar machen, aber auch von Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen erzählen.

Wir plädieren in dieser Ausgabe für das friedliche oder zumindest tolerierende Nebeneinander des Verschiedenen und bitten um euer aufmerksames Auge und Ohr: für uns und für-

einander. Wir wollen und müssen Spannungen unter Demokrat:innen aushalten und ausdiskutieren. Nicht zuletzt deshalb, weil aus solchen Spannungen wunderbare Dinge hervorgehen können: Literatur und andere Kunstformen zum Beispiel.

Undemokratische Parteien wie die AfD lehnen wir aber – dies nochmal in aller Deutlichkeit – strikt ab. Wer sich für Faschist:innen ausspricht, muss dafür kritisiert werden, und jegliche Zugeständnisse in diese Richtung müssen verhindert und verurteilt werden. Die AfD ist eben keine legitime Oppositionspartei, weil sie jede Grundlage, auf der wir miteinander und gegeneinander diskutieren können, gefährdet, wenn wir in einer demokratischen Gesellschaft nach Kompromissen suchen.

Nicht alle von uns kommen ursprünglich aus Thüringen oder planen, für immer hier zu bleiben. Und es ist verständlich, wenn jemand jetzt überlegt, dieses Bundesland zu verlassen. Mit unseren Bemühungen zur Diskursenkürzung und unseren Rezensionen wollen wir aber nicht zuletzt auch zeigen, dass wir gemeinsam gegen das anarbeiten werden, was unsere Gespräche und damit letztendlich *uns* heute bedroht. Wir lassen uns diesen Ort – sei es dieses Heft als ein diskursiver Ort, an dem wir zum Sprechen über Literatur zusammenkommen, oder die Universität insgesamt, die es ermöglicht, dass wir uns täglich auch von Angesicht zu Angesicht begegnen können – nicht nehmen.

Eure Lit Era Tur-Redaktion

Zusammenkommen durch Entkürzung

Komplexe Debatten müssen auch komplex geführt werden. In der Öffentlichkeit wird vieles so weit verkürzt, dass eine Diskussion oft kaum mehr möglich ist. Wir denken aber, dass man den Menschen unterschiedliche Sichtweisen und Argumente, deren Abwägung und Ambivalenzen durchaus zutrauen darf. Unsere Welt ist – Überraschung! – nicht schwarz und weiß (und war es auch noch nie). Genau genommen erfährt jede-r das irgendwann auch am eigenen Leib. Manchmal ist es schwer, diese Erkenntnis auszuhalten.

Produktive Diskussionen machen aber auch Spaß, sie machen klüger und erweitern den eigenen Blick. Vielleicht tun sie manchmal auch weh. Ganz sicher aber ist: Sie werden dringend gebraucht! Deswegen haben wir hier verschiedene Formate versammelt, seien es Sachbücher, Romane, Podcasts oder Videos, die etwas zur Ent-kürzung des Diskurses beitragen können. Die Auswahl gründet allein auf unserem persönlichen Geschmack und mehr oder weniger zufälligen Begegnungen mit den empfohlenen Gegenständen. Viel Vergnügen beim Nach- und Weiterdenken und beim Ergänzen dieser Liste!

Wer ist eigentlich „wir“?

„Vom Gericht sind alle enttäuscht, das hat schon Luhmann gesagt.“ Dies ist wohl auch das bittere Urteil, welches Kathrin Röggla in ihrem Roman *Laufendes Verfahren* fällt. Betrachtet wird der NSU-Prozess aus der Perspektive der Zuschauenden, der interessierten Öffentlichkeit, die durch diese Fokalisierung gleichsam in den Fokus der Betrachtung rückt. Wer sind die Menschen, die den Prozess im Gerichtssaal verfolgen? Die weder zur Gruppe der Nebenkläger:innen gehören, noch beruflich an einer Dokumentation der Entwicklungen interessiert sind? „Wir wollen einfach sehen, was in diesem Land geschieht, und wo kann man es deutlicher sehen als in den Gerichtssälen dieses Lan-



des?“, lässt Röggla das kollektive Wir dieser Gruppe sagen. Thematisiert werden im Voranschreiten der Nar-

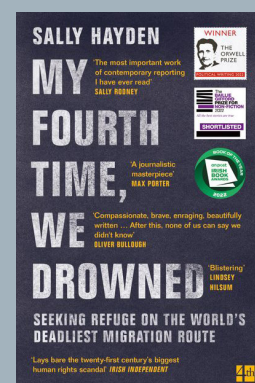
ration die Verschleppung des Verfahrens genauso wie „die Konfettilaune der Geheimdienste“, die zahlreiche Akten vernichtet hat, die Stigmatisierung der Opfergruppen durch die Ermittlung und auch das Schaulaufen von Neonazis im Gerichtssaal. Der Roman ist nicht leser:innenfreundlich, aber das möchte er wohl auch gar nicht sein. Der Text möchte wehtun, er möchte zum Kopfschütteln anregen, er möchte initiieren, die Entwicklungen nochmals zu recherchieren, er will womöglich ein schieres Unbegreifen hinterlassen. Denn eigentlich sitzen hier nicht Einzeltäter:innen auf der Anklagebank, sondern ein ganzes System. „Wie finden wir so wieder raus? Nein, aus diesem Tatort findet das Gericht nicht raus“ – trotz der Urteilsverkündung im Jahr 2018 hat wohl niemand aus diesem Tatort herausgefunden ...

Kathrin Röggla: *Laufendes Verfahren*, S. Fischer Verlag 2023, 208 Seiten, 24,00 €, ISBN: 978-3-10-397155-2

Katastrophe für Menschenrechte

Die Dringlichkeit dieses Buches lässt sich schwer überschätzen. Die entmenschlichen Zustände der Flucht, die auf der Route durch Libyen warten, lassen sich eigentlich

nicht wirklich beschreiben. Sally Hayden dokumentiert hier zahlreiche Primärquellen und ihre eigene journalistische Arbeit nicht nur über die Fluchtversuche einzelner Menschen, sondern auch die katastrophalen Bedingungen, die sich durch europäische Grenzregime ergeben haben: Nachlässigkeiten von NGOs; Korruption; das Versagen der Vereinten Nationen und das Entstehen eines neuen Sklavenhandels finanziert durch libysche Milizen, die direkten Zugriff auf die Flüchtlingslager ha-



ben; Lager, die aufgrund ihres desolaten Zustandes und des Mangels an Lebensmitteln, Hygiene und anderen Grundrechten nicht mal als Gefängnis bezeichnet werden können. Während der Text den Menschen eine Stimme gibt, die in der globalen Berichterstattung und der humanitären Arbeit verloren gehen, bleibt einem

manchmal bei diesen Seiten nichts übrig, als in Wut zu geraten. Die Unterstützung aller Geflüchteten und noch Flüchtenden ist absolut notwendig, nachdem man dieses Buch in den Händen gehalten hat.

Sally Hayden: *My Fourth Time, We Drowned*, 4th Estate 2022, 512 Seiten, ca. 9,50 €, ISBN: 978-0-00-844561-4

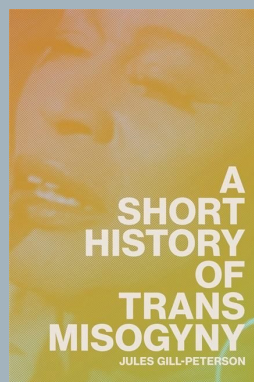
Populismus für alle?

Am 13.02.2024 erschien auf dem YouTube-Kanal von Mai Thi Nguyen-Kim (maiLab) ein Video mit dem Titel „STATEMENT.“ Darin wurden allerhand vage Ankündigungen zu zukünftigen Veränderungen gemacht, die auch als Andeutung verstanden werden konnten, Nguyen-Kim wolle in die Politik einsteigen. Einige Nachrichtenmagazine griffen diese ‚Ankündigung‘ prompt auf, der Eintritt in die Politik schien fast ausgemacht. Die Auflösung allerdings brachte dann die ZDF-Sendung *MaiThink X* vom 18.02.2024 (<https://www.zdf.de/show/maithink-x-die-show/maithink-x-folge-31-populismus-100.html>), in der eindrücklich gezeigt wird, wie wir selbst schnell auf populistische Tricks reinfallen können, wenn uns das Gesagte gefällt. Denn dass viele einen Wechsel Nguyen-Kims in die Politik begrüßt hätten, war ein weiteres eindeutiges Ergebnis dieser Nasführung. Auch die mediale Reaktion wird in der Sendung aufbereitet (u. a. die häufig bekundete Bereitschaft, diese Partei dann zu unterstützen, ohne dass irgendwelche Forderungen oder Ziele kommuniziert wurden, sondern ausschließlich das, was man nicht will). Eine Empfehlung für alle, die sich fragen, ob sie auf Populismus hereinfallen könnten, wenn er mal nicht von rechts kommt.

Felix Haenlein

Trans panic

Grundsatzdebatten sollte in *A Short History of Trans Misogyny* niemand erwarten. Dass Transpersonen existieren, steht außer Frage, und jemanden davon zu überzeugen, ist nicht Ziel dieses Buches. Aber es gibt einen Überblick darüber, warum gerade Transfrauen in den letzten Jahren Zielscheibe besonders unheimlicher Allianzen geworden sind: von Rechtsextremen über vermeintlich feministische Gruppen. Die „trans panic“ wird hier von Jules Gill-Peterson in eine Geschichte eingeordnet, die aufzeigt, dass dieses Phänomen sehr viel älter ist. Im Fokus steht dabei die Frage, warum es ausgerechnet zu transfeindlicher Gewalt kommt. In dem knapp 200 Seiten langen Buch werden vor allem US-amerikanische Kontexte beleuchtet, aber auch kolonialistische Bestrebungen, die beispielsweise die Hijra betreffen. Der zum Teil recht akademisch verfasste Text eröffnet nicht nur neue Blickwinkel auf bestehende Phänomene, sondern gibt – allem berechtigten Unmut zum Trotz – auch eine Hoffnung auf eine bessere Gemeinschaft. Sicherlich kein Einstiegstext, aber falls man in der Terminologie queerer Bewegungen noch nicht ganz firm ist, wird man nach dem Googeln einiger Begriffe dieses Buch mit Sicherheit gewinnbringend lesen.

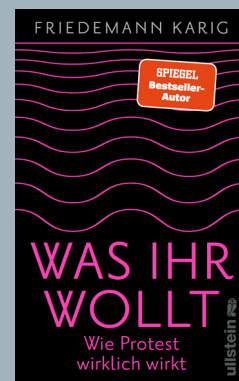


Jules Gill-Peterson: *A Short History of Trans Misogyny*, Verso Books 2024, 192 Seiten, ca. 15,00 €, ISBN: 978-1-80429-156-6

Tobias Funke

Protest als Arbeit

Friedemann Karig erfindet in seinem neuen Buch *Was ihr wollt* sicherlich nicht die Theorie des Protests neu, sondern legt stattdessen ein gut lesbare Buch vor, das theoretisches Nachdenken über verschiedene Formen des Protests mit älteren und aktuellen Fällen (bis hin zu den jüngsten Bau-



ernprotesten) verbindet. Eine treffende Zusammenfassung liefert der Untertitel zu seinem Prolog: „Werfen Sie mit diesem Buch eine Scheibe ein.“ Da dieses Buch mit seinen 189 Seiten ziemlich dünn ist, wird man ganz schön doll werfen müssen, um damit etwas zu erreichen. Genau damit ist aber auch ein Kern von Karigs Argumentation getroffen, der immer wieder den Charakter des Protests als stetige Arbeit und kühle Überlegung (im Gegensatz zum spontanen Gefühlsausbruch) beschreibt. Daher ist *Was ihr wollt* ein Anfang der Auseinandersetzung mit diesem Thema, der eine solche Arbeit für jede-n anstoßen kann, um eine gemeinsame Grundlage für sie zu schaffen. „Denn erfolgreicher Protest lebt nicht von Heldenmut oder Exzellenz, sondern von Verbindlichkeit und Gemeinsinn, Kommunikation und Koordination, kurz: von einer Gruppe, die zusammenhält – und einen Plan hat.“

Friedemann Karig: *Was ihr wollt. Wie Protest wirklich wirkt*, Ullstein 2024, 189 Seiten, 22,99 €, ISBN: 978-3-550-20166-0

Felix Haenlein

Inklusive Gesprächsräume

Im Podcast *Erschöpfung statt Gelassenheit* von Kathrin Fischer hören wir ein Streitbares, aber spannendes Gespräch mit Harald Welzer über die Gründe für den Zulauf rechter Parteien. Nach dessen These sind jene Tendenzen Folge von Vereinsamung, die er unter anderem dem Einfluss sozialer Medien zuschreibt. Doch nicht nur ihnen: Er bemängelt vor allem das Fehlen von nicht-kommerziellen Räumen, in denen Menschen diverser Hintergründe zusammenkommen könnten. Die Möglichkeiten, an sozialem Leben teilzuhaben, seien vielerorts exklusiv und rechte Gruppierungen böten ein Gefühl von Zugehörigkeit, das die existenziellen Ängste vieler Menschen, die mit Einsamkeit einhergehen, stillen würde. Folgt man Welzer, müssen politische Gegenmaßnahmen erdacht und Angebote geschaffen werden. Sich nur zu fragen, wogegen wir Demobesuchenden und Demokrat:innen sind, verkürzt den Diskurs. Wir sollten uns darüber hinaus fragen, wofür und für welche Maßnahmen wir stehen. Wie stellen wir uns einen inklusiven Alltag vor? Ich mache den Anfang: Aus meiner Bubble heraus gesprochen würde etwa eine Mensa, die länger aufhat, Besuchende auch ohne Thoska willkommen heißt und zum Verweilen einlädt, schon viel für das soziale Klima tun. Wir brauchen außerdem mehr Aufenthalts- und Diskussionsräume am Campus, die mit Sofas und kostenlosem heißem Wasser eine Atmosphäre der Offenheit schaffen würden.

Harald Welzers und Kathrin Fischers Dialog unterhält durch die Souveränität beider Gesprächspartner:innen und inspiriert zu eigenen Gedanken, er findet sich als Folge 15 des Podcasts *Erschöpfung statt Gelassenheit – Warum Achtsamkeit*

die falsche Antwort auf ziemlich jede Frage ist unter dem Titel „Harald Welzer: Nicht erschöpft, sondern okkupiert – Digitaler Plunder, Einsamkeit und die Geschwindigkeit der Regression“.

Angstministerium für Heimat, Bau und Inneres

Wie stark „Heimat [...] ein integraler Teil der faschistischen NS-Ideologie“ ist, fasst der Essayband *Eure Heimat ist unser Albtraum* in den Blick. Anstoß für den Band, der inzwischen mit weiteren Essays im Ullstein Verlag neu aufgelegt wurde, lieferte die



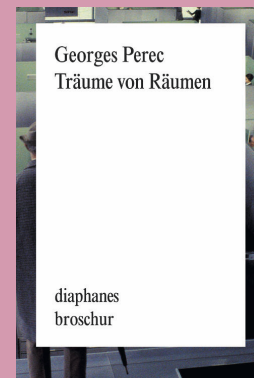
Umbenennung des Innenministeriums in „Ministerium für Heimat, Bau und Inneres“. Welche Kriterien und Regularien legt solch ein Ministerium fest? Und für wen und gegen wen? Wie definiert und verwaltet diese Institution Heimat? „Vor diesem Ministerium keine Angst haben zu müssen, ist übrigens ein unheimliches Privileg“, so die Autor:innen im Vorwort des Bandes. Anhand verschiedener Begriffe und Konzepte wie Liebe, Vertrauen, Privilegien etc. fassen die verschiedenen Essays Ausschlussdynamiken und -logiken in den Blick, zeigen aber gleichzeitig auch auf, wie man ihnen entgegenwirken kann. „Wir lassen uns nicht gegeneinander ausspielen!“, rufen die Autor:innen aus. „Denn das ist etwas, das stärker ist: Ihr und ich! Sich nicht

allein wehren zu müssen heißt nicht nur geteiltes Leid ist halbes Leid. Sich nicht allein wehren zu müssen kann stärken. Neues hervorbringen.“

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah: *Eure Heimat ist unser Albtraum*, Ullstein Taschenbuch 2024, 272 Seiten, 13,99 €, ISBN: 978-3-548-06929-6

und so weiter

Vor 50 Jahren erschien Georges Perecs *Träume von Räumen (Espèces d'espaces)* – ein Buch, in dem Perec verschiedenste Räume durchschreitet, vom Blatt Papier bis hin zur Welt, die Lücke dazwischen füllen Bett, Wohnung, Mietshaus, Straße, Viertel, Stadt und Land aus. Die Logik dahinter: Mit zunehmender Seitenzahl findet eine Erweiterung, eine Vergrößerung des Raums statt. Doch damit erschöpft sich die Systematik, denn darüber hinaus han-



delt es sich um ein experimentelles Sammelsurium, um einen eigenen Raum der Maßlosigkeit, der Ideen, Gedankenspiele, Assoziationen und Eindrücke versammelt und gespickt ist mit „Banalitäten“, „kleinen friedlichen Gedanken“, Briefentwürfen, praktischen Übungen und der Frage nach einem gänzlich überflüssigen Raum. Diese Heterogenität fängt die offensive Anti-Bemühung ein, die Komplexität des Raums abschlie-

ßend und vollumfänglich zu erfassen. Besonders hervorzuheben: Perecs Sehanleitungen, in denen er dazu anhält, Beobachtungsabläufe nicht zu verkürzen, sich nicht mit Ersteindrücken zu begnügen. Vielmehr: „Nicht usw. sagen, nicht usw. schreiben. Sich zwingen, das Thema erschöpfend zu behandeln, selbst wenn es grotesk, belanglos oder zu dumm zu sein scheint. Man hat noch nichts betrachtet, man hat nur das bemerkt, was man seit langem schon bemerkt hatte.“

Georges Perec: *Träume von Räumen*. Übersetzt aus dem Französischen von Eugen Helmlé, Diaphanes 2013 [1974], 160 Seiten, 15,00 €, ISBN: 978-3-03734-326-5

Cancel Culture?

Wenn in aufgeheizten Debatten von allen Seiten stark mit Pauschalisierungen gearbeitet wird, habe ich schon öfter einen Unwillen in mir bemerkt, mich mit den Gegebenheiten selbst genauer auseinanderzusetzen. Obwohl es dann ja besonders wichtig wäre, sich ein differenzierteres eigenes Bild zu machen, schreien solche verkürzten Diskussionen, in denen es mehr um die plakative Darstellung der eigenen Position als um einen Erkenntnisgewinn oder eine Analyse geht, so laut nach Ärgernis und Verdross, dass die Versuchung groß ist, sich einfach die Ohren zuzuhalten und an ihnen vorbeizugehen. Vieles, was über die angebliche Cancel Culture gesagt oder geschrieben wird, gehört für mich in diesen Bereich: Die vornehmlich konservativ-liberale Erzählung vom linksprogressiven Annullierungswahn erscheint absurd, eine linke Replik, diese Angst sei völlig an den Haaren herbeigezogen, greift aber ebenfalls zu kurz. Manchmal reicht aber dann doch

weniger als eine Stunde Zuhören, um den Beginn einer produktiven Auseinandersetzung zu markieren. In der Folge „E152: Wie ein Drogendealer die Cancel Culture erfand“ ihres wöchentlichen Podcasts *Piratensender Powerplay* sprechen Samira El Ouassil und Friedemann Karig in einem ihrer gewohnt lockeren und angenehmen, aber auch gut recherchierten und dichten Gespräche darüber, wie der öffentliche Diskurs um die Cancel Culture in Deutschland entstanden und wie er ausgestaltet ist. Wenn sie von einer konkreten Situation der damals letzten Woche ausgehen, nämlich dass Thomas Gottschalk sich in seiner letzten Ausgabe von *Wetten, dass...?* mit einer Kritik daran verabschiedet, dass er nicht mehr so sprechen darf, wie er es zu Hause tun würde, dann beziehen sie Position, nehmen aber auch unterschiedliche Sichtweisen ernst. Im Nachdenken über die Funktionsweise einer ausdifferenzierten und digitalisierten Gesellschaft, über Sprecher:innenpositionen und deren Legitimierung, über Ängste und Kränkungen (und ja, auch über Drogendealer) werden so viele interessante, aktuelle und lebenspraktische Themen angesprochen, dass schnell die Lust entsteht, diese Fäden weiterzuverfolgen.



Auf der Suche nach Utopien mit *Erdling* und *Endling*

VON JANNE LILKENDEY

Die Romane *Erdling* und *Endling* erschienen kurz hintereinander in den späten Zügen des Jahres 2023 und waren dementsprechend designierte Kandidaten, um auf der Weihnachtswunschliste zu landen und dabei von den nichtsahnenden Schenker:innen verwechselt zu werden. Die ansprechenden Einbände lockten ohnehin zum Kauf, auf dem Schutzumschlag von *Erdling* strahlt ein Sonnenmondhybrid in einem rotblauen Wolkenhimmel, während sich unter dem Umschlag von *Endling* die haptisch äußerst ansprechende Tiefprägung einer Weinbergschnecke verbirgt. Also wäre eine Verwechslung letztlich nicht weiter schlimm, dann würde man sich bei solchen Fehlschenkungen das andere Exemplar eben selbst nachkaufen und wie nebenher noch über die Titel hinausgehende Parallelen bemerken, sodass man ihnen sogar eine gemeinsame Rezension widmen könnte ... Denn in beiden Romanen lässt sich eine weibliche Hauptfigur in Begleitung einiger ungewöhnlicher Kompagnons auf einen waghalsigen Roadtrip ein, beide Aufbrüche haben politische Ursachen und ziehen eine Auseinandersetzung mit rechten Herrschaftsverhältnissen nach sich.

Jasmin Schreiber führt die Lesenden mit *Endling* in die nahe Zukunft, und zwar in das Jahr 2041, wo die Klimakrise derart fortgeschritten ist, dass deren Effekte in Deutschland überall und für alle sichtbar geworden sind. Extreme Hitzewellen führten in dieser plausiblen Zukunftsvision bereits zu einem massiven Artensterben und die Menschen leiden in Wechselwirkung unter Ernteeinbrüchen und Pandemiewellen. Titelgeberin für den Roman ist dementsprechend eine gebeutelte Weinbergschnecke, die bei der Tante der Hauptfigur Zoe in einem Terrarium lebt und aller Wahrscheinlichkeit nach ein „Endling“ und damit die Letzte ihrer Art ist. Doch die menschlichen Fehlentscheidungen und Versäumnisse der Vergangenheit haben nicht nur ökologische, sondern auch soziale und politische Auswirkungen. Schreiber, Autorin und Biologin aus Frankfurt am Main, entwirft ein recht überzeugendes Schreckensszenario, was die klimatischen Bedingungen für uns Europäer:innen noch in petto haben könnten. Existenzängste gaben, so erklärt es ihre Hauptfigur rückblickend, rechten Parteien in vielen Ländern der EU Zulauf, was wiederum dazu führte, dass nicht nur Grenzkontrollen, sondern auch Abtreibungs- und Verhütungsverbote in Deutschland Mitte des 21. Jahrhunderts zur Normalität geworden sind.

Doch es gibt auch Menschen, die sich im Widerstand befinden. Die Protagonistin Zoe, WiMi der Entomologie und damit Käferexpertin, hat sich der feministischen Or-

ganisation Nighthawks angeschlossen und teilt ihre biologische Expertise in Bezug auf den weiblichen Körper im Darknet. Zu Beginn des Romans begleiten die Lesenden sie in ihren Heimatort, wo sie auf ihre alkoholranke Mutter, die angsterkrankte Tante – eine Professorin der Entomologie – und ihre offenbar depressive Teenagerschwester trifft. Als dann eine befreundete Anthropologin verschwindet, finden sich Tante und Nichten in einer Schicksalsgemeinschaft, um diese zu suchen. Und während Zoes Mutter auf Entzug geht, setzen sich die anderen drei samt Schnecke ins Auto, lesen auf der Reise noch weitere Mitstreiter:innen auf und begeben sich auf eine Expedition, die sie erst ins italienische Hochgebirge und dann nach Schweden führen wird. Dabei müssen sie sowohl politischer Verfolgung als auch magischen Flüchen entkommen.

Emma Braslavsky, gebürtige Erfurterin und unter anderem Autorin der Vorlage für den 2022 oscarnominierten Film *Ich bin dein Mensch*, entwirft mit Emma Andreas Erdling laut ihren Worten im FAZ-Bücher-Podcast ein Alter Ego, das verhärtete Glaubenssätze über Links- und Rechtssein erkundet. Emma Andreas, eine politische Influencerin aus Berlin, gerät zu Beginn des Romans in eine Krise, als sie versehentlich ein Bild postet, das als Blackfacing verstanden werden kann. Die überaus hippe und queer angelegte Figur (die übrigens regelmäßig zu männlichen Pronomen wechselt, aber überwiegend als Frau auftritt) werfen die enormen Verluste von Follower:innen aus der Bahn. Ihren Social-Media-Account, auf dem sie sonst als genderfluide:r Detektiv:in in linker Mission posierte, kann sie vergessen. Arbeitslos und zutiefst verunsichert beginnt sie, sich der Lektüre von Büchern anzunähern. Daraufhin wird sie in ihrem Büro in der Villa ihrer Tante von einem echten Klienten beehrt. Oskar Lafontaine persönlich bittet sie, seine angeblich von Außerirdischen entführte Partnerin Sahra Wagenknecht zu suchen. Dieses Ereignis stößt eine Reihe von übernatürlichen Begebenheiten an, auf die sich die Figur widerstrebend einlässt. Es tauchen etwa einige Figuren aus der deutschen Literaturgeschichte auf, allen voran der streitbare, im Buch *avant la lettre* queere und später rechtsnationalistische Autor Hanns Heinrich Ewers, um mit ihr die literarischen Universen der Vergangenheit zu erkunden und Sahra Wagenknecht zu finden. In einer solarbetriebenen Limousine aus der Zukunft treten sie eine Zeitreise an. Die verfolgte Leitfrage steht dabei etwas abseits zum Verschwinden der Politikerin: Warum glaubt Emma Andreas – als Teil ‚der Deutschen‘ und im Gegensatz etwa zu ‚den Amerikanern‘ – eigentlich nicht an Aliens und was hat das mit der NS-Historie zu tun?

Dass sich die Publikationen über gewisse Veranlagungen hinaus ähneln, liegt zum Teil an der Erzählweise. Denn beide Texte sind aus der Perspektive der Hauptfigur erzählt, entsprechend können sich die Figuren jeweils nur auf die eigene Wahrnehmung berufen. Ein Gegengewicht bildet in den Texten der beträchtliche Anteil an direkter Rede, die den allgemeinen präteritalen Rückblick durch ihre Gegenwartigkeit interpungiert. Harmonisch wirkt das allerdings nicht immer, das Geschehen wird in beiden Romanen durch die ausufernden Dialoge teils unnötig in die Länge gezogen. Weiterhin klingen die miteinander konversierenden Stimmen nicht unbedingt differenziert genug, sodass man sich oftmals fragen muss: Wer spricht denn hier? Darüber hinaus unterscheiden sich die Texte wenig in ihrem Anspruch zu erklären; doch während man bei Schreibers Roman *Endling* vermutet, dass das an einer jugendlicheren Zielgruppe liegt, haben Braslavskys Ausführungen über Literatur, Politik und Physik, die sie verschiedenen Figuren in den Mund legt, oft dozierenden Charakter und erfordern Konzentration.

Für Unterhaltung sorgt in den Romanen aber die Road-Novel-Struktur, mit der jeweils kreativ umgegangen wird. In *Endling* sind, gemäß der Profession der Hauptfigur, die meisten Kapitel einer Insektenart gewidmet und kleine Zeichnungen der Tierchen prangen ansprechend unter den Kapitelüberschriften. Wenn diesen Exemplaren auf der Reise begegnet wird, kommt den Lesenden meist eine kleine Kurzvorstellung zugute. Über den Totengräberkäfer, *Nicrophorus spec.*, erfährt man etwa, dass sich Weibchen und Männchen gemeinsam überaus fürsorglich um den Nachwuchs kümmern. Dem Blick auf das Geschlechterverhältnis wird in der Erzählung sowieso Vorrang eingeräumt, so führt die Suche nach der Anthropologin in besondere Frauen-Siedlungen, die von ‚heiliger Weiblichkeit‘ durchdrungen scheinen. Alle Wesen mit männlichen Geschlechtsteilen sterben an diesen magischen und von Göttinnen behüteten Orten, so leider auch die zwitterige Weinbergschnecke. Hinter den wundervollen Anlagen, wo Pflanzen aus allen Erdzeitaltern gedeihen, sich wilde Tiere tummeln und alle dort lebenden Figuren wunderschöne Gärten besitzen, verbirgt sich überraschenderweise eine dualistische, fixierte und damit reaktionäre Vorstellung von Geschlecht. Tante Auguste, die dort von ihrer Angsterkrankung erlöst wird, erlebt diese kleine Welt allerdings als Utopie und entscheidet sich fürs Bleiben. Nur die jüngere Generation will mit frisch geschöpfter Hoffnung auf eine bessere Welt zurückkehren und gestärkt gegen rechts kämpfen. Der gegen Ende erneut aktualisierte Zusammenhalt der Schwesternfiguren, der zu Beginn der Erzählung brüchig geworden war, wird den Lesenden als politische Ermächtigung empfohlen.

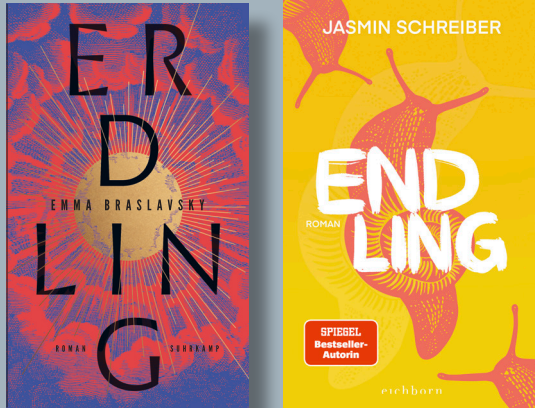
Auch bei Braslavsky erscheint die Stationen-Struktur sinnvoll gewählt und ergibt sich aus den verschiedenen Texträumen (im Übrigen rein männlicher Autoren), in die

sich die Protagonistin träumt. Emma Andreas besucht zum Beispiel *Auf zwei Planeten* (1897) von Kurd Laßwitz oder *Die große Revolution. Ein Mondroman* (1902) von Paul Scheerbart. Sie lernt darüber hinaus Karl Marx, Thomas Mann und so einige andere bekannte Herren der deutschsprachigen Geistesgeschichte kennen. Überraschend für die Protagonistin ist deren Unbestimmtheit auf der so benannten Rechts-Links-Achse, zum Beispiel wird anhand von Marx gezeigt, wie sich Linkssein mit Antisemitismus verträgt, und anhand von Hanns Heinrich Ewers, wie eine rechtsnationalistische Gesinnung kurzzeitig sogar ein Engagement gegen Judenverfolgung beinhalten konnte.

Großartig an der Struktur bei Braslavsky ist vor allem, dass einem eine Vielzahl an Literaturtipps zuteilwird. Die Autorin schafft es tatsächlich, von ihrer weitläufigen Sci-Fi-Lektüre einen Eindruck zu vermitteln, ohne zu viel Vorwissen vorauszusetzen oder von den vorgestellten Lektüren schon einen Großteil zu verraten. Bei dieser Freude an der Ausgestaltung der Suche ist es dann tatsächlich schade, dass Sahra Wagenknecht letztendlich als reine Ausgeburt von Emma Andreas' Unbewussten aufgelöst wird. Grundverschiedene Überzeugungen im Linkssein, in diesem Fall unterschiedliche Haltungen zur DDR, bleiben unbesprochen nebeneinander stehen. Das Ziel der Reise war ein anderes, nämlich Emma Erdlings internalisierte Entweder-Oder-Dialektik in Bezug auf Deutsch- und Linkssein hinter sich zu lassen. Mithilfe der auf der Reise kennengelernten physikalischen Theorien zu Quantenmechanik und Relativität soll sie sich stattdessen das Universum als Raum für Utopien und gedankliche Möglichkeitsspiele erschließen. Dieser Appell zum freieren Denken, der auch die Lesenden erreicht, beinhaltet aber, sich vor einem Anderen zu verschließen. Sahra Wagenknecht bleibt deshalb unbehelligt.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass beide Romane für ihre Hinwendung zur Utopie etwas Bedeutsames opfern, ihre wissenschaftliche Tante. Sowohl Emma Andreas als auch Zoe besitzen sie: eine Tante, die einst Professorin war und die sie mental oder physisch ein Stück des Weges begleitet. Doch Auguste wie auch Klara gehen in den Erzählungen makabrerweise verloren. Auguste verbleibt in einem je nach Perspektive magischen Matriarchat/Frauenhimmel oder auch klaustrophobisch beengten Exil. Im wieder aufgenommenen Kampf gegen rechts kann sie nichts mehr beitragen. Klara stirbt zur Hälfte des Romans an Altersschwäche, ein Spannungsbogen wird ihr diesbezüglich nicht vergönnt. Ihr Sterben bereitet Emma Andreas' endgültigen Abschied von Chronologie und intersubjektiver Erfahrung vor, stattdessen zieht sich die Protagonistin in die eigene Fantasie zurück. Es scheint, als ob die Abkehr von den Tanten die Abkehr von einer gescheiterten bzw. zerstörten Wissenschaftskultur bebildert. Denn immerhin hat die zunehmende Arbeit (im Homeoffice) unter den zahlreichen Einschränkungen einer rechten Regierung die

Ängste von Tante Auguste befeuert, und die pragmatischen Ratschläge der einstigen Sozialwissenschaftlerin Klara halten die Hauptfigur in ihrer Bildungs- und Traumreise ins Universum nur auf. Dabei gelten die Tantenfiguren in bei-



den Romanen als wichtige Bezugspersonen, die die Reisen überhaupt erst ermöglichen. Schließlich ist die Tante in der Literatur oft ein flexiblerer Signifikant als etwa die mit Bedeutungen aufgeladene Mutter. Sie ist, und das passt zu den drolligen Ausgestaltungen beider Figuren, zeichentheoretisch auf dem Stammbaum eben das Schräge. Der Aufenthalt bei Tanten befördert potenziell Entwicklung, weil sie zum Beispiel von Fürsorgeansprüchen befreiter sind als Mütterfiguren. Es wäre schön gewesen, diese Tanten mehr zu ihrem Recht kommen zu lassen, sie ernster zu nehmen, sie gesund werden zu lassen und damit eine Wissenskultur vorstellbar zu machen, die weder echte Magie benötigt, um sich gegen rechts zu wehren, noch sich auf der (schwarz-)magischen Vorstellung bedingungsloser Relativität ausruht. Wer schreibt diesen *Erstling*? ●

Emma Braslavsky:

Erdling

Suhrkamp, 2023. 425 Seiten, 26,00 €

ISBN: 978-3-518-43101-6

Jasmin Schreiber:

Endling

Eichborn, 2023. 336 Seiten, 23,00 €

ISBN: 978-3-8479-0145-7

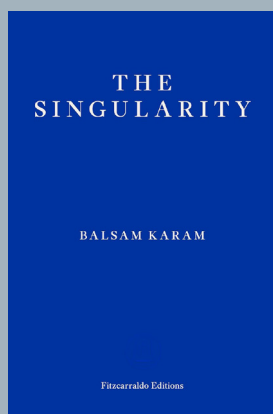
Die Gewalt der Gravitation Balsam Karams *The Singularity*

VON TOBIAS FUNKE

Wenn man den Nobelpreis für Literatur gewinnen möchte, müsste man wahrscheinlich versuchen, die eigenen Texte beim britischen Independent-Verlag Fitzcarraldo Editions unterzubringen. Zumindest haben vier der dort veröffentlichten Autor:innen – Swetlana Alexijewitsch, Olga Tokarczuk, Annie Ernaux und Jon Fosse – später den wahrscheinlich bekanntesten Literaturpreis gewonnen. Das ist bei gerade mal knapp zehnjährigem Bestehen des kleinen Verlags schon eine ziemlich gute Quote. Das Programm von Fitzcarraldo zeichnet sich dadurch aus, zeitgenössische und anspruchsvolle Literatur in blauen Büchern zu veröffentlichen – die farblich abgetrennte Essay-Abteilung sei an dieser Stelle auch positiv erwähnt. Dabei bemüht sich der Verlag auch immer wieder um Übersetzungen von Texten, die schon der Form wegen schwierig zu übersetzen sind, so beispielsweise Jon Fosses *Heptalogie/Septology* (zur deutschen Ausgabe hat bereits in Lit Era Tur 4 Felix Haenlein einen schönen Text geschrieben). Eine solche Übersetzung ist auch Balsam Karams *The Singularity*, im schwedischen Original *Singulariteten*. Saskia Vogel fängt in ihrer Übersetzung die assoziative Sprache ein und macht so Karams Stil endlich außerhalb des Schwedischen zugänglich.

Karams Roman ist in vier Teile aufgeteilt, die jeweils eigenen Regeln folgen. Der Prolog nimmt bereits die ganze Handlung vorweg: Zwei Frauen begegnen sich in einem nicht näher definierten Küstenort, der noch die Spuren eines Krieges trägt. Eine Frau, die im Roman immer als „she“ bezeichnet wird, ist Teil der örtlichen Gruppe von Geflüchteten, die hier gestrandet sind. Gemeinsam mit ihrer eigenen Mutter und ihren vier Kindern hat sie sich hier in den Trümmerhaufen eingerichtet. Ihre älteste Tochter verschwindet jedoch unter ungeklärten Umständen. Getrieben von diesem Verlust beginnt „she“ durch den Ort zu streifen und ihre Tochter zu suchen. Karams Roman erzählt die Gewalt, die der Familie im vermeintlich sicheren Asyl begegnet, bloß in Andeutungen, und man kann sich beim Lesen nur durch diese ein Bild der verheerenden Lage machen. Im Prolog erreicht die Verzweigung der Mutter ihren Höhepunkt und an der Spitze der Steilküste stürzt sie sich in den Freitod. Diesen Sprung beobachtet aus der Ferne die zweite Frau, die im Roman nur als „you“ benannt wird. Auch ihre Biografie ist gezeichnet von Fluchterfahrungen, die in späteren Kapiteln weiter aufgegriffen werden. „You“ ist zum Zeitpunkt des Suizids von „she“ schwanger, ihr Kind stirbt jedoch bei der Geburt. Traumatisiert von dem beobachteten

Freitod, den die Leute im Urlaubsort um sie herum scheinbar gar nicht wahrnehmen, ist für „you“ später klar, dass sie in diesem Moment ihr Kind verloren hat, auch wenn das Kind eigentlich noch Monate gelebt hat.



Die dem Prolog folgenden Kapitel verlassen niemals Karams bildhaften Stil, wechseln aber die Erzählweise. Der erste Teil *The Missing One*, der auf den Prolog folgt, beschreibt den letzten Tag von „she“ und gibt Einblick in die Suche nach der verlorenen Tochter. In den Andeutungen, die Karams Roman macht, wird nicht nur das Leiden der Flucht deutlich, sondern auch die Ausbeutung durch die lokale Bevölkerung, die auch vor körperlicher Gewalt nicht zurückschreckt. Aufgebaut in fünf Akte und endend mit der Katastrophe erinnert dieser Abschnitt an die antike Tragödie.

Der dritte Teil *The Singularity* beschreibt, wie „you“ ihr Kind verliert. Ihre Erfahrungen im Krankenhaus sind durchsetzt von Erinnerungen an die eigene Fluchtbiografie. Karams Roman stellt immer wieder den Verlust der Heimat und den Zwang der Flucht in den Kontext des gewaltvollen Verlusts des eigenen Kindes. Im zweiten Teil des Romans wird dies auch im Schriftbild deutlich, indem zwei Erzählungen gleichzeitig stattfinden. Abwechselnd wird in jeweils einzelnen Sätzen die aktuelle Situation im Krankenhaus und dann die eigene Erinnerung erzählt. Zuletzt folgt in *The Losses* eine Ansammlung von kurzen Textblöcken, bei denen Eindrücke vom ‚Ankommen‘ in Schweden von „you“ deutlich machen, dass die Beschwerlichkeiten bei Weitem nicht beendet sind, nur weil Europa erreicht ist. Dass die Lesenden, die mit „you“ scheinbar auch immer angesprochen werden, selbst Teil dieses Systems Europa sind, ist nur eine der vielen Perspektiven, die Karams *The Singularity* eröffnet.

Wenig wird erklärt in diesem Roman. Das trägt dem Umstand Rechnung, dass die Erfahrungen von Geflüchteten sich nicht auf einen Nenner bringen lassen, aber alle Spuren der Gewalt tragen, wie sie „she“ und „you“ berichten. Erklärt wird jedoch, woher die Singularität im Titel stammt. Er bezeichnet in der Physik gerade diejeni-

gen Orte, an denen durch die Stärke der Gravitation die Raumzeit so gekrümmt wird, dass sie nicht mehr berechnet werden kann, sozusagen unendlich ist. Schwarze Löcher führt der Roman als Beispiel heran, „*inside a black hole is a place that is also a state / [...] force pushes bodies together and renders the distance between them nil*“. Die Kräfte dehnen alles bis zur Unendlichkeit und pressen es gleichzeitig aneinander. Diese unbeschreibliche Gewalt geht nicht nur vom Verlust des eigenen Kindes aus – eingebunden in die Gewalt der politischen Systeme –, sondern auch von der Sprache, die Karam hier findet. Kein Roman kann beanspruchen, das unbeschreibliche Leid der Flüchtenden zu erfassen. Karams *The Singularity* vermittelt aber zumindest die Singularität, in der wir uns befinden. Die Unbegreiflichkeit dieses Zustandes tritt auch auf, wenn parallel zum täglichen Ertrinken Flüchtender in Europa Menschen eine Fortsetzung dieses Asylregimes fordern und feiern. Der Verlust jeder Orientierung, den die Singularität mit sich bringt, wird durch unsere Zeugenschaft dieser Umstände gedoppelt. In Zeiten, in denen es kein Tabu ist, das Menschenrecht auf Asyl öffentlich in Frage zu stellen, scheint sich zwischen uns ein schwarzes Loch geöffnet zu haben, das sich aufgrund der Verstorbenen nicht mehr schließen lassen wird, dessen Gravitation wir aber vielleicht wieder verlassen können – auch wenn jedes verlorene Leben jetzt schon zu viel ist. ●

Balsam Karam:

The Singularity

Englische Übers. aus dem Schwedischen von Saskia Vogel

Fitzcarraldo Editions, 2024. 194 Seiten, ca. 10,00 €

ISBN: 978-1-80427-081-3

„You people – I mean, diverse people – you’re all they want“ Satiren über den Kampf um Teilhabe (nicht nur) im Literaturbetrieb

VON JESSICA MAASSEN

Die Figur des Hochstaplers ist wohl eher eine klassisch männliche, man denke an den talentierten Mr. Ripley, Gatsby oder Felix Krull. In den vergangenen Jahren sind jedoch vermehrt Texte erschienen, welche die Genderdimension drehen und Betrügerinnen in den Fokus rücken. Ob die weibliche Hauptfigur Saraswati in Mithu Sanyals Campusroman *Identitti* (2021), die sich fälschlicherweise als Woman of Color ausgibt, um Karriere als Professorin für Postcolonial Studies zu machen oder die Protagonistin Alex aus Emma Clines *The Guest* (2023), eine mittellose Absolventin einer Kunsthochschule, die vorgibt, Teil der US-amerikanischen Oberschicht zu sein, und einen Sommer lang die Gastfreundschaft zahlreicher Hausbesitzer:innen in den Hamptons ausnutzt. In Dreistigkeit, Kühnheit und Selbstbewusstsein stehen diese Figuren ihren männlichen Vorgängern in nichts nach. Mit *Yellowface* (2023) von Rebecca F. Kuang und *Schrödingers Grrrl* (2023) von Marlen Hobrack sind im vergangenen Jahr zwei Romane erschienen, welche die Hochstaplerin als Autorin inszenieren.

Die Hauptfiguren beider Romane fühlen sich vom Leben abgehängt. Während Hobracks Protagonistin die Schule abgebrochen hat, seit mehreren Jahren arbeitslos ist und illusorisch auf die große Karriere als Influencerin hofft, hat Kuangs Figur nach dem Studium einen Debütroman veröffentlicht, der gefloppt ist und hält sich nun mit Stunden als Nachhilfelehrerin über Wasser, während sie gezwungen ist, den Erfolgen ihrer ehemaligen Kommiliton:innen zuzuschauen. Als sich beiden Figuren die Chance bietet, mit der Veröffentlichung eines Romans plötzlich erfolgreich zu werden, greifen sie zu ...

Vor Jahren sah die Zukunft der Protagonistin June Hayward aus Kuangs *Yellowface* noch rosig aus – als Studentin in Yale besucht sie zusammen mit ihrer Kommilitonin Athena Liu Seminare für kreatives Schreiben, träumt in der Bibliothek davon eine erfolgreiche Autorin zu werden und in eine Großstadt zu ziehen. Doch wenige Jahre nach dem Abschluss scheinen sich diese Träume nur für Athena zu realisieren, nicht für June. Während Athena Liu zum neuen Liebling der Literaturszene wird, sie einen Bestseller nach dem nächsten schreibt, tausende Follower:innen auf den Social-Media-Plattformen um sich schart und Deals mit Netflix aushandelt, floppt das Erstlingswerk Junes, ohne dass überhaupt jemand davon Notiz nimmt: „There’s no single, crushing moment of realization when your book tanks. There’s only a thousand disappointments, stacked on

top of one another as the days tick by, as you compare your own sales numbers to those of other authors.“ Ein Grund für den Misserfolg ist das fehlende Engagement von Junes Verlag und dessen PR-Abteilung. Die junge Autorin geht davon aus, dass „some well-oiled machine would build my public persona.“ Doch diese gut geölte Maschine des literarischen Marktes scheint nur für einige ausgewählte Autor:innen angeworfen zu werden. June kommt resigniert zu einer ernüchternden Überzeugung: „Author efforts have nothing to do with a book’s success. Bestsellers are chosen. Nothing you do matters. You just get to enjoy the perks along the way.“ Und June gehört eben nicht zu diesen Ausgewählten des Literaturbetriebs. Ihre College-Freundin Athena hingegen besitzt all jene Eigenschaften, die instagrammable sind und eine junge Zielgruppe von Leser:innen ansprechen. Nicht ohne eine gehörige Portion Missgunst behauptet die Erzählerin: „Athena’s star power is so obviously not about the writing. It’s about *her*. Athena Liu is, simply put, so fucking cool. Even her name – Athena Ling En Liu.“ Einen Vorteil sieht June in Athenas Chinese-Americanness, die ihrer Meinung nach besser in einen Markt passt, der Diversität über die letzten Jahre hinweg für sich entdeckt und zu verkaufen gelernt hat.

Trotz der zunehmenden Distanz zwischen den einstigen Freundinnen stoßen beide an einem Abend in Athenas schicker Eigentumswohnung auf einen Netflix-Deal an, den diese gerade unterzeichnet hat. Nach einigen Gläsern teuren Whiskeys und in einer zunehmend lockeren Stimmung beginnen beide ein Pancake-Wettessen. Athena verschluckt sich und erstickt, noch bevor der von June alarmierte Rettungsdienst eintreffen kann. Allein in der Wohnung beginnt die Protagonistin, sich im Schreibzimmer der verstorbenen Freundin umzusehen. Hier findet sie Notizbücher und die geliebte Schreibmaschine Athenas – „she uses a vintage typewriter, a chunky thing that requires her to buy special ink ribbons and thick, sturdy pages for her manuscripts.“ Eingespannt in diese sperrige, antiquierte Schreibmaschine ist die letzte Seite des Roman-Manuskripts, das Athena gerade beendet hat: „There’s a sheet of paper still in the carriage, upon which are written just two words: THE END.“ Die nächsten Kapitel des Romans lesen sich wie eine Adaption von Nabokovs *Pale Fire*. Überzeugt davon, der letzte Wunsch der verstorbenen Autorin sei die Publikation ihres letzten Romans gewesen, steckt June den Stapel Papier ein. Doch anstatt das Manuskript einem Verlag zu übergeben,

beginnt sie, es zu redigieren und umzuschreiben. Nach einiger Arbeit am Entwurf äußert sie etwas, das auch Nabokov seinem Betrüger Charles Kinbote in *Pale Fire* in den Mund hätte legen können: „By the end, I’ve become so familiar with the project that I can’t tell where Athena ends and I begin, or which words belong to whom. I’ve probably been over this novel more times than Athena herself.“ Es folgt die logische Konsequenz: June sendet das entwendete Manuskript in ihrem Namen an einen Literaturagenten. Schnell findet sich dann auch ein renommierter Verlag, der den Roman verlegen möchte. Doch es gibt ein Problem: Der Roman mit dem Titel „The Last Front“ erzählt die Geschichte chinesischer Arbeiter, die von der französischen und britischen Armee an die alliierte Front des Ersten Weltkriegs geschickt worden sind – doch June ist weiß. Schnell kommen Fragen der Glaubhaftigkeit auf. Wer darf welche Geschichten erzählen? Wer welche Gruppen repräsentieren? Welche Rolle spielen Identität, Gender und kulturelle Zugehörigkeit?

June nutzt kurzerhand ihre weiteren beiden Vornamen Juniper Song, welche ihre Hippie-Mutter ihr gegeben hat, um den Roman zu veröffentlichen. Dass dieser Name als ‚asiatischer‘ Name durchgehen kann, kommt ihr entgegen. Trotz Bedenken veröffentlicht der Verlag den Roman, der schnell zu einem Bestseller wird. Endlich tritt für June alias Juniper das ein, was sie sich sehnlichst gewünscht hat: die gut geölte Maschinerie des Literaturbetriebs läuft für sie. Gelegentlich auftretende Skrupel wischt die Figur mit der Überzeugung zur Seite, „we owe nothing to the dead“, womit nicht nur Athenas Nachlass gemeint ist, sondern auch die Geschichte der chinesischen Arbeiter-innen, aus denen der Roman Kapital schlägt. Mit dem Voranschreiten der Narration folgt der Roman der klassischen Plotentwicklung, die man von Hochstapler-Erzählungen kennt, Spannung wird aufgebaut über die Frage: Wird der Schwindel auffliegen?

Eine ähnlich schwindelerregende Betrugsgeschichte erzählt Marlen Hobrack in *Schrödingers Grrrl*. In einer Bar lernt die junge Mara Wolf den Literaturagenten Hanno aus Berlin kennen. Eigentlich wartet Mara auf das Ende der Barschicht ihrer Freundin und möchte den seltsamen Yuppie schnell abwimmeln. Dieser ist begeistert von der Schlagfertigkeit und dem Selbstbewusstsein der jungen Frau und lädt sie auf eine Party nach Berlin ein. Was Mara nicht ahnt: Hanno ist auf der Suche nach einer jungen Frau, die einen Roman als den ihrigen ausgibt und anstelle des eigentlichen Autors vermarktet. In Berlin weiht er Mara in seinen Plan ein: „Es gibt da einen Autor – wir verschweigen vorerst seinen Namen –, der ein kleines Experiment wagen möchte. Er hofft, dass sich sein Text besser verkauft, wenn jemand wie du, wenn eine junge Frau den Text als ihren ausgibt.“ Der Autor, ein älterer weißer Mann, lehnt die jüngsten Entwicklungen des literarischen Marktes ab, besonders die

Dynamiken von Social Media sind ihm fremd: „Ich fühle mich abgehängt von diesem Media-Firlefanf, angeblich ist der entscheidend, um ein Buch zu vermarkten. Jedenfalls glauben das die Marketing-Menschen der Verlage. So ein alter vertrockneter Sack wie ich, der macht auf einem Cover nicht so viel her.“ Geplagt von Geldsorgen und entnervt von den vielen Gesprächen beim Jobcenter sagt Mara schließlich zu, das Buch in ihrem Namen herauszugeben. Der Roman wird vermarktet als autofiktionale Erzählung, die von Maras Schulabbruch und ihrem Milieu erzählt – Working-Class-Literatur à la Annie Ernaux oder Tove Ditlevsen verkauft sich gut. Auch für Mara löst sich nach der Veröffentlichung zunächst ein, was sie sich erträumt hat – „wir machen einen Star aus dir, Mara Wolf. Einen Literaturstar. Nicht so heiß und cool wie ein Popstar oder eine Topinfluencerin, aber ähnlich.“ Doch auch an Maras Roman wird Kritik geäußert, er reproduziere Klassenklischees und zementiere Vorurteile gegenüber Langzeitarbeitslosen, heißt es. Eine Lesung mit einem kritischen jungen Publikum muss die Figur beinahe abbrechen. „Natürlich fielen ihr eine Million Dinge ein, die schiefgehen konnten“, hält Mara fest. Auch Hobracks Narration treibt die Frage voran, was alles schiefgehen kann, und ob der Betrug schlussendlich auffallen wird.

„Have you ever wondered at the mechanics of popularization?“, fragt die Erzählerin in *Yellowface* die Leser-innen. Beide Romane führen eben diese Mechanismen vor und satirisch auf die Spitze. Es gilt, die junge Zielgruppe anzusprechen, Booktok auf Tik-Tok und Bookstagram auf Instagram müssen bespielt werden, Lesereisen sind essenziell, Skandale kreieren mehr mediale Aufmerksamkeit, ergo höhere Verkaufszahlen und schlussendlich hängt doch alles vom Image der Autor-innen ab. Literaturwissenschaftler-innen mögen zwar vom Tod des Autors sprechen, der Trend zur Autofiktion zeigt jedoch, wie lebendig Schreibende sind. Aber wie satirisch sind beide Bücher, wenn sie eben jene Maschinerie für die eigene Vermarktung laufen lassen? Marlen Hobrack bespielt einen Instagram-Account mit dem Namen @schroedingersgrrrl, auf dem sie Bilder in Posen postet, die sie im gleichnamigen Roman Mara Wolf zuschreibt. Hierdurch treibt sie das autofiktionale Spiel konsequent auf die Spitze, welches durch ihre Herkunft, die sie in ihrem Sachbuch *Klassenbeste. Wie Herkunft unsere Gesellschaft spaltet* thematisiert, nur noch glaubwürdiger erscheint. Der Eichborn Verlag startete eine riesige Marketing-Kampagne für die Veröffentlichung der deutschen Übersetzung von *Yellowface*. Kaum eine deutsche Buchhandlung war nicht mit riesigen gelben Bannern geschmückt, zahlreiche Influencer-innen hielten Ausgaben des Romans schon vor dem Erscheinungstermin in die Kameras. Beide Autorinnen und ihre Verlage performieren somit, was ihre Bücher stark kritisieren. Dabei stellen die Romane durchaus wichtige Fragen über die Teilhabe am literarischen Markt und kritisie-

ren die Banalisierung von Diversität als bloßes Trendthema sowie die oftmals damit einhergehende Exotisierung von Autor-innen. Doch eine genauere Kritik dieser Verhältnisse wird nur angetippt und nicht weiter ausgefaltet. Die „elitä-



re Clique“ der Verlagswelt wird zwar skizziert, bleibt aber bloßer Hintergrund. Dabei zeigen Autor-innen wie Toni Morrison, die lange als Lektorin für Random House tätig war und sich für das Verlegen von afro-amerikanischen Autor-innen einsetzte, bevor sie selbst ausschließlich schriftstellerisch arbeitete, dass mehr Diversität in der Verlagswelt nur erreicht werden kann, wenn das literarische Feld auf allen seinen Ebenen diverser wird. Sonst verlegen weiterhin die Hannos und Jürgens der Verlagswelt wie in *Schrödingers Grrrl* die Mara Wolfs als Annie Ernaux Ostdeutschlands – einfach nur weil es sich gerade gut verkauft. ●

Rebecca F. Kuang:
Yellowface
Harper Collins, 2023. 336 Seiten, ca. 15,50 €
ISBN: 978-0-00-853278-9

Rebecca F. Kuang:
Yellowface
Übers. aus dem Englischen von Jasmin Humburg
Eichborn, 2024. 384 Seiten, 24,00 €
ISBN: 978-3-8479-0162-4

Marlen Höbrack:
Schrödingers Grrrl
Verbrecher Verlag, 2023. 300 Seiten, 24,00 €
ISBN: 978-3-95732-549-5

Der schmerzliche Entzug des Dazwischens

Anne Rabes *Die Möglichkeit von Glück*

VON SARAH ECKARDT

„History never looks like history when you are living through it.“
– John W. Gardner

Anne Rabe schreibt in ihrem Roman von der Zäsur, die die Wende- und Nachwendezeit für viele bedeutet hat. Dabei stellt sie sich die Frage, wie sich die Ereignisse und Erlebnisse um den Mauerfall in verschiedene Lebensbereiche eingeschrieben haben und dort noch immer nachwirken.

Drei Jahre vor dem Mauerfall wurde Stine, die Protagonistin des Textes, in einer Kleinstadt an der Ostsee geboren. Diese Ich-Erzählerin spricht zwar von einem Ort aus, den sie „neues Deutschland“ nennt, dem aber die Teilung stets eingeschrieben bleibt. Denn die Stimme muss sich in mehreren klaffenden Dazwischen verorten: im Dazwischen von Ost und West, von Diktatur und Demokratie und schließlich von Generationen. Diese Stimme, die Rabe sprechen lässt, ist und kann dabei also nicht homogen sein, sie ist vielmehr eine von anderen durchzogene, geprägte und determinierte. Zudem etabliert Rabe eine Art innere Stimme, die sich im Text durch Kursivsetzung abhebt und über die sich eine weitere Reflexionsperspektive artikuliert. Hier wird nicht das Pronomen „Ich“, sondern „Du“ verwendet, was den interessanten Effekt hat, dass man sich als Leser-in potenziell angesprochen fühlt und beginnt, seine Vergangenheit, Erlebnisse und Erinnerungen zu reflektieren, beispielsweise wenn da steht: „Du suchst nach Worten für etwas, für das du zum Schweigen verdonnert wurdest“ (S. 251). Dadurch öffnet sich



der Text zum-zur Leser-in hin, zieht ihn-sie und seine-ihre Geschichte gewissermaßen mit hinein, die Erzählstimme und die Leser-innenstimme vermischen sich und gegenwärtige wie auch

vergangene Ichs sowie textinterne wie -externe Momente treten dabei in einen Dialog. Der Text erzwingt also, dass man sich zu ihm verhält. Ebenso provoziert er ein ständiges Sich-Versichern-Müssen darüber, was nun die Erzählstimme, was die eigene (Lese-)Stimme ist und warum sie sich mit jenem „Du“ angesprochen fühlt oder davon distanziert.

Nicht nur inhaltlich, sondern vor allem narrativ ist der Text vielschichtig aufgebaut und versucht so viel wie möglich davon sichtbar zu machen, in wie vielen Bereichen sich die Wende eingeschrieben hat und was sie noch immer für verschiedene Generationen bedeutet. Stine reflektiert nicht nur erzählerisch ihr eigenes Leben und ihre Vergangenheit, sondern auch die ihrer Familie, vor allem jene ihres Großvaters, der sowohl die NS-, DDR- sowie Nachwendezeit miterlebt und überlebt hat. Im Laufe des Textes macht sie es sich zur Aufgabe, die Geschichte ihres Großvaters nachzuerzählen, und betreibt hierfür Recherchen in verschiedenen staatlichen Archiven, um möglichst viele Informationen und Akten zu sammeln. Beim Versuch, das Leben ihres Großvaters zu rekonstruieren und in eine für sie sinnvolle Reihenfolge und Kohärenz zu bringen, bemerkt die Figur: „Meine Suche war gründlich, aber dennoch bleibt die Geschichte von Opa Paul ein unvollständiges Puzzle, und die Teile, die ich habe, könnte ich zu ganz verschiedenen Bildern zusammensetzen“ (S. 242).

Die Erzählung über die Geschichte des Großvaters, die im 36. Kapitel beginnt und auch im Text mit den Worten „Die Geschichte von Paul Bahr low, 1. Teil“ überschrieben ist, stellt sich im Text keineswegs als Biografie dar. Sie beginnt als biografische Erzählung, wird dann aber mehr und mehr von der Stimme Stines und ihrer Ich-Erzählung durchkreuzt und verdrängt – es kommt zu einer Vermischung der eigenen Geschichte und der des Großvaters. Stine verunmöglicht, dass die Erzählung über die Geschichte des Großvaters eine kohärente biografische Erzählung werden kann, sie wird vielmehr zu einem Erzählstrang innerhalb von Stines Geschichte. Durch diese komplexe Darstellung zeigt sich die Schwierigkeit des Erzählens im Zusammenhang mit gegenwärtigen wie vergangenen politischen Zuständen.

Stine versucht das Leben des Großvaters zu verstehen, zu ordnen und herauszufinden, ob er Täter oder Opfer des DDR-Regimes war. Die Spurensuche legt Handlungen des Großvaters frei, welche ihn klar als Täter charakterisieren. So entsteht in Stines Text die schmerzlich ambivalente Figur des geliebten Großvaters, die mit einem eindeutigen Täterprofil versehen ist. Durch Stines Erinnerung wird die Identität des Opas mit weiteren Fragmenten angereichert (und dadurch verwirrt). Sie erinnert beispielsweise Dinge, die er gesagt hat, die sie damals nicht verstanden hat und die sie erst jetzt im Reflexions-, Erinnerungs- und Aufarbeitungsprozess nachträglich versteht: Hierzu gehört die Tatsache, dass er vom DDR-System überzeugt und in dessen Machenschaften verwoben und verstrickt war. Er fand es

richtig, dass auf DDR-Flüchtlinge geschossen wurde, aber gleichzeitig war er darüber empört, dass er nach dem Mauerfall als „staatsnaher und staatstragender Bürger der DDR“ eingestuft und deshalb seine Rente von der Verwaltung der BRD gekürzt wurde. Innen- und Außenperspektive sowie Selbst- und Fremdurteil weichen voneinander ab. Dabei stehen sich zwei verschiedene Perspektiven gegenüber: zum einen die Innenperspektive des Großvaters, der zuerst den Nationalsozialismus, dann die DDR-Diktatur miterlebt und überlebt hat, zum anderen die Außenperspektive der Enkelin, die später und für jemand anderen erzählt und die die Diktaturen selbst nicht miterlebt hat. Stines Stimme spricht aus einer BRD, in der Demokratie das Gegenwärtige und Diktatur das Vergangene ist. Des Großvaters Stimme ist bezüglich Gegenwart, Vergangenheit sowie der Staatsformen und politischen Zustände zerklüftet und zerrissen. Rabe stellt mit dieser Darstellung indirekt die Frage danach, was die Perspektive mit der Wahrnehmung von Täterschaft macht. Beide Perspektiven besitzen einen blinden Fleck, der entweder durch den Entzug der Innen- oder der Außenperspektive entsteht. Gleichzeitig bleibt immer ein stummer Rest des Schweigens. Ebendieser blinde Fleck oder stumme Rest, der hier aus dem Blick der beiden Erzählenden fällt, wird durch Rabes Darstellung sichtbar gemacht. Im Modus der Erinnerung bewertet das Subjekt, das die Diktatur(en) miterlebt hat, sich und seine Handlungen offenbar anders, als sie von jemandem später und außerhalb bewertet werden. Genau hier liegt das vom Text diskutierte Dazwischen von Innen- und Außenperspektive, das der Text ex negativo mit abbildet. Diese Differenz spricht der Text nicht explizit an und verhandelt sie demnach auch nicht, verschweigt sie sozusagen und stellt gerade dadurch das Verschweigen als sein eigenes Verfahren aus: Er bringt die beiden Perspektiven zur Sprache, die im Nebeneinander ein Dazwischen manifestieren, das selbst nicht zur Sprache kommt, aber eben durch die Darstellung als Verschwiegenes sichtbar wird. Im Text bleibt die explizite Reflexion und weitere Verarbeitung der Ergebnisse der Spurensuche aus, womit der Text selbst Leerstellen produziert oder zumindest stehen lässt. So wird lokalisierbar, an welcher Stelle die Stränge abbrechen, so dass keine weiteren Auseinandersetzungen stattfinden können. Die Leerstellen verweisen auf die Dringlichkeit einer Art Close Reading der Differenzen zwischen Damals und Heute, dem Leben während der Diktatur einerseits und dem Leben außerhalb und nach der Diktatur andererseits. Dort, wo im Text die fehlende Reflexion oder Produktivmachung für die Zukunft zu beklagen wäre, liegen auch die wunden Punkte der Historie, die die Aufarbeitung so schwierig machen.

Ein ähnliches Problem zeigt sich, sobald Stine versucht, die Beziehung zu ihrer Mutter aufzuarbeiten bzw. die durch sie erlebte Gewalt zu verstehen und zu verarbeiten. Auch diesbezüglich kann die Frage gestellt werden: Ist die

gewalttätige Mutter Opfer oder Täterin? In der durch den Text sichtbar gemachten Geschichte ist sie zweifelsfrei Täterin. Aber wie lässt sich das *verstehen*, damit es für Stine für einen Heilungs- und Verarbeitungsprozess produktiv gemacht werden könnte? Im Fall der Mutter ebenso wie im Fall des Großvaters könnte man fragen: Wie würde die Geschichte aus der Sicht der Mutter erzählt werden? In beiden Fällen bleibt eine Täterschaft unverhandelbar und die Machenschaften des Großvaters ebenso wie die Gewalt der Mutter gegenüber ihren Kindern falsch. Dennoch gibt es in beiden Fällen ein mögliches Dazwischen von Innen und Außen, das eine Geschichte ist, die nicht erzählt wird bzw. nicht mehr zur Sprache kommen kann, was ein Verstehen für Stine verunmöglicht. Um beispielsweise den Zusammenhang zwischen der Gewalt der Mutter und des Großvaters Vergangenheit zu eruieren, fehlt Stine die Perspektive von Mutter und Großvater. Das durch das Schweigen Fehlende schreibt sich als Erbe stumm von einer zur nächsten Generation und auf verschiedenen (politischen, familiären, psychologischen) Ebenen ein und fort.

Im Text kann (Ver-)Schweigen auch an anderen Stellen als Verfahren beobachtet werden, wenn mittels der narrativen Darstellung das Verschwiegene (zwischen den Zeilen) lesbar wird und damit in eine Beziehung mit dem Akt des Lesens selbst tritt. So beispielsweise der Rassismus, der in Stines Kindheitstagen (S. 120) ganz lautlos stattgefunden hat: Dieser zeigt sich im Text ebenfalls als solcher unerkannt und demnach unreflektiert, als eine Art blinder (Verstehens-)Fleck: Er wird von Stine im Text nicht als solcher an- und ausgesprochen, sondern manifestiert sich beim Lesen und damit im Dazwischen von Erleben und Erzählen, von Damals und Heute, von Kindheit und Erwachsensein als unausgesprochen. Erzählen funktioniert hier nicht reflexiv, die Reflexion findet später auf der textexternen Ebene statt, um auszustellen, wo etwas verschwiegen wird, und zwar indem es verschwiegen wird. So bleibt das Problem im Text bestehen und aufgeschoben, aber es lässt sich durch die Erzählweise momenthaft erahnen, einfangen und dadurch lokalisieren – oder es wird tatsächlich lesbar wie im Fall des Rassismus, was die Wichtigkeit der textuellen Darstellung betont. Die Leistung des Textes liegt also nicht darin, das Schweigen zu eliminieren, indem gefüllt, ersetzt oder ausgesprochen wird, was und wo etwas verschwiegen wurde, sondern im Aufmerksam- und Sichtbarmachen durch die textuelle Darstellung.

Problematisch ist dabei nicht, dass die Bilder voneinander abweichen. Problematisch ist, und das zeigt *Die Möglichkeit von Glück*, wenn wir keine Bilder mehr haben, die wir vergleichen können, oder uns keine Bilder mehr machen können, weil die Leerstellen und Abstände zu groß werden, Erinnerung und damit ein Zusammenkommen nicht mehr möglich ist. ●

Anne Rabe:
Die Möglichkeit von Glück
Klett-Cotta, 2023. 384 Seiten, 24,00 €
ISBN: 978-3-608-98463-7

Claire Keegan's *So Late in the Day*: Of Misogyny and Men

BY ANN-KATRIN PREIS

Claire Keegan has done it again. Her latest publication, titled *So Late in the Day*, continues Keegan's legacy of understatedly dense short fiction formerly exemplified in her 2020 *Small Things Like These* and in *Foster* (2010). *Small Things Like These* won the Orwell Prize for Political Fiction (among others), was shortlisted for the Booker Prize, and is currently being turned into a motion picture starring Cillian Murphy. It follows Bill Furlong, a coal and timber merchant from a small Irish town, and his daily deliveries in the busy season leading up to Christmas. *Foster* won the Davy Byrnes Award and was chosen by *The Times* as one of the top fifty works of fiction of the twenty-first century. The novella tells the story of a young girl from a low-income family who is taken to relatives in rural Wexford to be fostered there over the summer while her mother prepares for the arrival of yet another mouth to feed. These short summaries already illustrate that this is not Sally Rooney's Ireland epitomized by overprivileged millennials and their toxic antics. The picture that Keegan paints is reminiscent of a tradition of Irish fiction that goes back to Joyce, whose *Dubliners* featured the everyday struggles of the lower middle class over a hundred years ago – albeit without the critical focus on gender inequalities that distinguishes Keegan. Similar to Joyce's everyday scenarios, the recent *So Late in the Day* depicts an afternoon in the life of Cathal, who works as a civil servant in Dublin and commutes to his home in a small town in county Wicklow where he spends an uneventful evening by himself. It remains to be seen if the standalone publication of the story will earn as many prizes as the author's other books.

What unites Keegan's publications is that profound and devastating truths lie at the heart of these commonplace everyday scenarios. Take, for instance, Bill Furlong's story. While delivering an order to the local convent, Bill, by chance, uncovers the realities hidden behind the institution's walls to which the town is turning a blind eye. As it turns out, at the margins of the rural community, the order in the convent is running a Magdalen laundry in which so-called "fallen women" are incarcerated, forced to do unpaid labor, and abused both mentally and physically. Those who are familiar with Irish history, of course, know that this is far from fictional. Magdalen laundries popped up in the 18th century and the last such place was closed only in 1996. An estimated 30,000 women were incarcerated in the laundries. It is unclear how many of them died there. Due to the destruction of the laundries' records, the exact num-

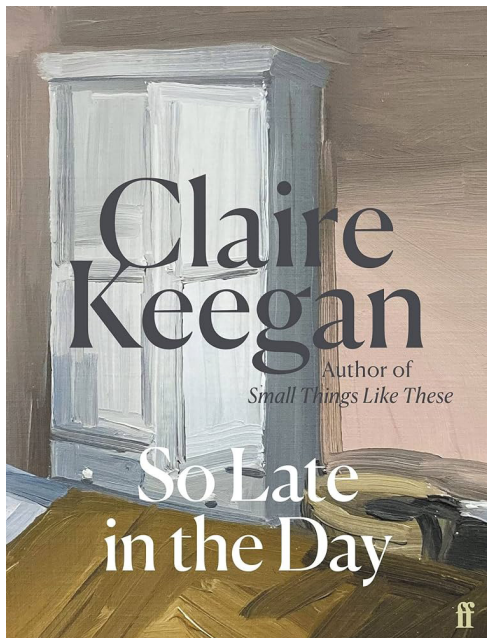
ber of victims remains unknown. So does the number of infants who died in the institutions or were taken away from their mothers and put up for adoption. Thus, at the heart of the story of Bill Furlong's Christmas season, Keegan allows one of the darkest parts of Irish history to surface. Yet, this is not just a story about the horrors of the Magdalen laundries. First and foremost, *Small Things Like These* is a story about the communities who tolerated and maintained the atrocities of the laundries – the everyday folks and banalities of the circumstances that gave rise to and upheld this manifestation of systematized misogyny.

The same principle applies to *So Late in the Day*, published in August 2023. The story unfolds on a fine-weathered Friday afternoon in July. This could be an incidental detail. It could be a Friday as any other. Except that it is not, which will only become evident in classic Keegan-esque fashion toward the end of the story. For the time being, the reader is introduced to Cathal sitting at the desk in his office that looks out onto Merrion Square in central Dublin. Absent-mindedly, Cathal lets his mind wander from the budget distribution file on his screen before he closes it without saving, wanders to the toilet to spend half an hour sitting on the lid and contemplating the door of the stall, goes to get a coffee from the machine in the break room which he leaves unfinished to avoid a colleague, and rushes back to his desk where he is approached by his boss who suggests to "call it a day" as there is "no need to stay on." Obviously, Cathal is having a rough day.

Soon, readers might find themselves sympathizing with Cathal, wondering what is bothering him. He ends up "calling it a day" shortly afterwards, takes the stairs rather than the elevator to avoid people on his way out, and boards the bus where he promptly regrets sitting down next to a chatty woman who tries to engage him in conversation about the upcoming weekend. Cathal does not check his phone for messages since he finds he is not ready "for what [is] difficult or painful." When the second chapter starts to revolve around his reminiscing about his first meeting with Sabine, a French gallery worker, and the early stages of their relationship, it becomes clear that what upsets the protagonist must have to do with her.

As the story of the two unfolds, however, Cathal gradually turns out to be less innocent and sympathetic than suggested at first. He recounts the endless dinners cooked, pastries baked, groceries bought by Sabine, and the way he resents her habit of spending money or leaving behind dirty

dishes. While at first it may seem that his remarks are merely petty-minded but hardly worrying, Keegan slowly raises the tension until she reveals that the actual issue is more serious and runs deeper than formerly apprehended. When Sabine moves into Cathal's house, he is bothered by "all of her possessions ... which she place[s] and [hangs] about the house, pushing things back, as though the house now belonged to her also." He despises her wearing sweats and no make-up, cluttering the house, and concludes that "it's just too much reality." In the aftermath of the moving day, Sabine tells Cathal about a chat with his colleague Cynthia and the latter's insights that Sabine now senses solidifying in her own life. She confronts him with Cynthia's claim that Irish men, or at least "a good half of men your age just want us [women] to shut up and give you what you want, that you're spoiled and turn contemptible when things don't go your way." She underlines this with the observation that it



is common for men to use misogynistic slurs. While Cathal argues that the use of slurs hardly means anything at all, he finds himself considering how he would actually not mind if she would just shut up and do what he wants.

Finally, the reader learns about the significance of this particular Friday afternoon on which the events of the story unfold. Suddenly, several aspects from the first part of the story appear in a whole different light. The boss suggesting for him to leave work early, Cynthia, whom he avoided in his coffee break, the messages unread, and the stranger asking about his plans for the weekend now all point to the significance of that date, which was so nonchalantly introduced on the first page. This is Keegan's craft, which urges one to go back and reread the story in light of the revelation that puts a different spin on the mood and on

minute details the second time around. In a 2023 interview with *The Guardian*, Keegan herself notes: "I do think no story has ever been read properly unless it's read twice. So it's a longer book, you see, than you think it is, because it needs to be read twice. Double the pages." Indeed, a second reading feels different from the first and sheds light on the mechanisms of Cathal's behavior. Thus, Keegan has again managed to dig into the everyday – a commonplace Friday afternoon of a civil clerk riding the bus home and eating a microwaved dinner in front of the TV – to uncover a profound injustice lurking inside. And all this in the scope of 64 pages total (or 128 if you follow the author's math).

In accordance with the format of *Small Things Like These*, the title "So Late in the Day" obscures the actual topic of the story and does not hint at the issue underlying Cathal's tale. In contrast to the English version, the French publication of the story appeared under the title *Misogynie*, which blurts out rather anticlimactically what the story tries to unveil gradually when the tables start to turn on Cathal's biased point of view and the reader gains insight into Sabine's side of the story. She points out his pettiness when it comes to finances, his unwillingness to contribute his fair share to the partnership, and concludes that, when it comes down to it, misogyny is "simply about not giving." While that may be open for debate, the revelation of Sabine's point of view is effective in its blatant opposition to Cathal's perspective and refreshing in allowing a female voice to surface in Keegan's stories that are sometimes dominated by male focalization. Feminist readers will welcome this shift in perspective even if they do not hear enough of Sabine's side of the story. Still, this very deficit realistically represents patriarchal power dynamics and the silencing that manifests in the biased stories that toxic partners tell. All in all, Keegan has again attested that cruelty exists in the most trivial environments and that her fiction is a testament to this part of Irish history. ●

Claire Keegan:
So Late in the Day
Faber & Faber, 2023. 64 Seiten, ca. 9,50 €
ISBN: 978-0-57138-201-9

Claire Keegan:
Reichlich spät
Übers. aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser
Steidl, 2024. 64 Seiten, 15,00 €
ISBN: 978-3-96999-325-5

Zum Stand der Kritischen Theorie heute

VON MATTIAS ENGLING

Sommer 2019: Donald Trump ist nicht trotz, sondern aufgrund seines offenkundigen Rassismus seit zwei Jahren Präsident der USA. Dennoch versucht sich in Deutschland der Bundesvorstand der AfD vom völkischen Nationalismus innerhalb der eigenen Partei zu distanzieren – aus Sorge um Stimmenverlust im konservativ-bürgerlichen Lager. Der sogenannte ‚Flügel‘ um den Rechtsextremisten Björn Höcke kann den parteiinternen Machtkampf jedoch für sich entscheiden. Bei den darauffolgenden Landtagswahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen verzeichnet die AfD einen enormen Stimmenzuwachs und wird in allen drei Bundesländern zweitstärkste Kraft.

Zur selben Zeit erscheint im Suhrkamp-Verlag *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus*, ein 1967 gehaltener und bis dato unveröffentlichter Vortrag Theodor W. Adornos, der das Erstarken der NPD in den sechziger Jahren aus sozialpsychologischer Perspektive analysiert. Die Partei, die heute ‚Die Heimat‘ heißt, hatte es drei Jahre nach ihrer Gründung 1964 bereits in sechs Landesparlamente der noch jungen Bundesrepublik geschafft. Doch Adornos Vortrag lag im Sommer 2019 nicht als zeithistorisches Dokument über den Rechtsextremismus der jungen Bundesrepublik auf den Verkaufstischen der Buchhandlungen. Stattdessen ging es Suhrkamp darum, den wohl populärsten Vertreter der Frankfurter Schule vor dem Hintergrund einer sich immer weiter radikalierenden AfD als scharfsinnigen Analytiker rechter Propaganda wiederzuentdecken. Ein mit Blick auf die Pressereaktionen durchaus geglücktes Unterfangen: „erschreckend aktuell“ (Focus), „verblüffend aktuell“ (Welt), „von einer verblüffenden Aktualität“ (Freitag), „erschrocken über die Aktualität“ (Frankfurter Rundschau), „noch heute von schlagender Evidenz“ (Zeit), und laut Spiegel „liest sich der Vortrag in vielen Passagen wie ein direkter Kommentar zur Methode und Ideologie der Neuen Rechten seit 2015“.

Mitte Januar dieses Jahres hat der Suhrkamp-Verlag nun erneut einen einzelnen Adorno-Vortrag als kleines Büchlein herausgebracht. Dieses Mal vor dem Hintergrund des massiven Anstiegs antisemitischer Straftaten in Deutschland seit dem brutalen Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023. Und wieder erscheint Adorno als geeigneter Stichwortgeber der Gegenwart: „Mit Verblüffung [liest man], wie aktuell vieles ist“ (Süddeutsche Zeitung), „tatsächlich hochaktuell“ (Jungle World), „sodass man den Text auch nach über sechzig Jahren noch mit Gewinn liest“ (NZZ). Wobei Suhrkamp Adornos ‚Flaschenpost an die Zukunft‘ dieses Mal nicht erst als Tonaufnahme aus dem Archiv holen und transkribieren musste. Denn der 1962 ge-

haltene Vortrag *Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute* ist bereits seit Jahren Teil von Adornos *Gesammelten Schriften* und damit in fast jeder Bibliothek ohne Weiteres abrufbar. Es drängt sich daher der Verdacht auf, der Verlag könne bei der Wiederauflage des kaum fünfzig Seiten kurzen Vortrags vor allem kommerzielle Interessen im Sinn gehabt haben. Wohlwissend, dass sich Veröffentlichungs- und Geschäftspolitik im Verlagswesen noch nie haben trennscharf unterscheiden lassen, stellt sich dennoch die Frage, ob Suhrkamp mit der Neuauflage des Adorno-Vortrags tatsächlich mehr als Werbung für den eigenen Autor liefern kann.

Schließlich fordert Adorno im Vortrag selbst einen „strikten Verzicht auf alles Reklameähnliche“. Denn Reklame ist nach Adorno eine antiaufklärerische Macht, die als mediale Ausbeutung von Trieben und Affekten dem Antisemitismus strukturell verwandt ist. Auf dem affektpolitischen Spielfeld der Slogans und Parolen ist diesem daher nicht beizukommen, wie Adorno anhand diverser Beispiele analysiert, die sich tatsächlich ohne Weiteres auf unsere Gegenwart übertragen lassen. Wer dem damals wie heute grassierenden Antisemitismus, den Adorno treffend als „Gerücht über die Juden“ definiert, sprachlich begegnen möchte, darf sich demnach nicht auf jenes Spiel einlassen, in dem „immer derjenige, der sich verteidigen will, gegenüber dem Aggressiveren als der Schwächere sich erweist“. Stattdessen gilt es, den kommunikativen Rahmen der antisemitischen Agitation zu sprengen. Ein argumentatives Einlassen fördert hingegen immer nur neue antisemitische Vorurteile zutage. Der Kampf mit der antisemitischen Hydra lässt sich daher weder affektpolitisch noch argumentativ gewinnen. Stattdessen fordert Adorno ein „unmittelbare[s] Abwehrprogramm“, das dem Antisemitismus mit einhaltgebietender Autorität entgegentritt. Nicht aus Rache oder Strafbedürfnis, wie Adorno ausdrücklich betont, sondern schlicht, weil Autorität die einzige Sprache ist, die der antisemitische Charakter versteht. Und tatsächlich scheint der Rückgang der Umfragewerte der AfD als Reaktion auf die bundesweiten Proteste gegen Rechtsextremismus im Februar 2024 Adorno weiterhin recht zu geben. Was es braucht, um Nationalismus und Antisemitismus zu bekämpfen, ist der individuelle und gesellschaftliche Wille, selbigem mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzutreten.

In Ergänzung zum „unmittelbaren Abwehrprogramm“, das der Bekämpfung bereits bestehender antisemitischer Einstellungen dient, bedarf es nach Adorno zudem eines antiautoritären „Erziehungsprogramms“, um der Ausbildung autoritätsgebundener Charaktere präventiv entgegen-

zuwirken. Abgesehen von einigen Vorschlägen, die heutzutage glücklicherweise zum Standard guter Schulpädagogik gehören, wie der Einrichtung von Schulparlamenten und der gezielten Förderung der allgemeinen Kommunikations- und Ausdrucksfähigkeit, ist Adornos Plädoyer jedoch nur mehr bedingt praxistauglich. Schließlich spricht er Mitte der sechziger Jahre über ein gänzlich anderes Deutschland als das, in dem wir uns heute bewegen. Ein Deutschland, in dem die Täter-innengeneration in den Institutionen noch tonangebend und die Gesellschaft deutlich patriarchaler strukturiert war. Die Verdienste der ‚Kritischen Theorie‘ im Allgemeinen und Adornos im Besonderen sind dahingehend nicht genug zu würdigen. Und doch bedarf es aus heutiger Sicht auch einer Kritik der ‚Kritischen Theorie‘, die der generellen, bereits ausgiebig zitierten Verblüffung über Adornos Aktualität ergänzend zur Seite gestellt werden muss.

Besonders eklatant wird dies, wenn Adorno von den „N****kindern“ (im Text ausgeschrieben) spricht, die wie ihre jüdischen Mitschüler-innen von ethnozentrischem Verhalten betroffen sind: „die Struktur dieser Phänomene ist vollkommen gleich; ich kann das nicht stark genug unterstreichen“. Denn obwohl Adorno mit der hier vorgenommenen Parallelisierung rassistischer Ausschlussmechanismen im Grunde Recht hat, zeigt sich an dieser Stelle doch, dass eine ‚Kritische Theorie‘ ohne ihre postkolonialen und feministischen Fortschreibungen, nur noch bedingt zur Gegenwartsdiagnostik taugt. Schließlich sind Antisemitismus und Rassismus trotz ihrer strukturellen Ähnlichkeit nicht ohne Weiteres gleichzusetzen und für das Verständnis gegenwärtiger Konfliktlinien hinsichtlich ihrer historischen und theoretischen Implikationen zu unterscheiden. Denn aktuell verbirgt sich hinter der ein oder anderen emphatischen Solidaritätsbekundung mit Israel nicht mehr als ein schlecht getarnter antimuslimischer Rassismus, der entsprechend gelesene Menschen mit großer Genugtuung unter antisemitischen Generalverdacht stellt. Gleichzeitig verbreiten vermeintlich rassismuskritische Aktivist-innen ihre antisemitische Weltsicht unter dem Deckmantel des Postkolonialismus und verklären den Israel-Palästina-Konflikt zum heroischen Kampf zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten. Wenn in der Reaktion darauf wiederum postkoloniale Theoriebildung als solche verunglimpft wird, profitieren letztlich die Rechten, die sich solcher Komplexitätsreduktionen nur allzu gerne annehmen. Es ist daher ebenso notwendig, Antisemitismus und Rassismus zu differenzieren, wie auch, sie nicht gegeneinander auszuspielen. Alles andere stärkt die Rhetorik der Rechten.

Wer sich diesen, unsere Gegenwart bestimmenden Konfliktlinien annehmen möchte, wird im hier besprochenen Vortrag jedoch nur begrenzt fündig. Die eingangs gestellte Frage, ob es sich bei dessen Neuauflage vor allem um strategische Pressearbeit seitens des Suhrkamp-Verlags han-

delt, ist dennoch eindeutig zu verneinen. Allein schon aufgrund von Adornos scharfsinniger Analyse antisemitischer Argumentationstechniken, die auch heute noch mit großem Gewinn zu lesen ist.



Adornounabhängig scheint es gegenwärtig jedoch weniger an gelungener Analyse rassistischer und antisemitischer Strukturen zu mangeln denn an deren konsequenter Bekämpfung. Schließlich stehen erneut Landtagswahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen vor der Tür und dieses Mal hat die AfD realistische Chancen, in allen drei Bundesländern stärkste Kraft zu werden. Statt mit Rechten zu reden, wie es in den vergangenen Jahren immer wieder gefordert wurde (oder gar parlamentarisch mit ihnen zusammenzuarbeiten), ist es daher höchste Zeit, ihnen entschlossen entgegenzutreten. Das lässt sich auch heute noch gut von Adorno lernen. ●

Theodor W. Adorno:
Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute
Suhrkamp, 2024. 86 Seiten, 10,00 €
ISBN: 978-3-518-58823-9

A Rabble-Rouser in Corbindale: *The Netanyahus* by Joshua Cohen

BY MAX ROSENZWEIG

After having overcome the initial irritation caused by the tumultuous, somewhat bizarre, and ultimately saddening ending of Joshua Cohen's latest novel *The Netanyahus*, this reader could not help but wonder if this embellished piece of historical fiction might have looked considerably different had it been written and published after the events of October 7, 2023. Would the author have been more reluctant to draw his characters in such an irreverent way, occasionally bordering on the farcical? Would he have opted for more gravitas in his portrayal of the tenure-seeking Israeli historian Benzion Netanyahu? Would he have abstained from painting his three male children (Yonathan, Binyamin, and Iddo) as the obnoxious, feral brats they come across as from the moment they are introduced up to the novel's very end? Would the whole novel have been provided with a more somber, gloomy tone if it had been written with the knowledge of the atrocities inflicted on women, children, and Shoah survivors for the sole reason of their being Israeli citizens of Jewish faith? Would this sometimes tedious, didactical, and snobbish book, this erudite, compassionate, and enlightening novel even have seen the light of day? And, most importantly, would it have been so uncompromisingly funny?

While the purely speculative nature of these questions means that they must necessarily be kept unanswered, they are far from futile and, in a way, even pierce to the very heart of *The Netanyahus'* own main questions: What do we owe our heritage? How can we reconcile our longing for individual freedom and self-determination with our responsibility for the people we either actively identify with or are being identified as by society? How do we speak and write about these opposing loyalties? What is history? Who gets to write it? And who is it for?

The Netanyahus is ultimately a campus novel set in the small University town of Corbindale in the late 1950s. While highly fictionalized, some of the characters (i. e., all members of the family which the narrator often delights in calling "The Yahus") as well as the occasion that sparks the novel's action (Benzion Netanyahu's visit to a US college in the 1950s) are historically warranted. The narrator of what the novel's subtitle calls an "account of a minor and ultimately even negligible episode in the history of a very famous family" is Ruben Blum, a Jewish-American tax historian at Corbin University who describes himself early in the novel as a "bloated, hypertensive, over-intellectualizing, self-deprecating male Jewish stereotype." As the only Jewish member of the faculty, he is "naturally" chosen as Benzion

Netanyahu's caretaker during his visit to Corbindale. **This circumstance that fazes Blum but is ultimately tempered by his firm belief in the combined powers of American exceptionalism and his vocation as a historian working together for equality and progress.** Netanyahu, an expert on the Spanish and Portuguese inquisition, is less convinced of this notion of progress, a fact that Blum already fathoms before the man's arrival through his reading of Netanyahu's academic work. Here, Benzion suggests that there exists an unreconcilable animosity emanating from Christianity (and, later on, the secularized Western world) towards Jews. He claims that the Inquisition showcased this in an exemplary way by highlighting the indispensable role as the ultimate Other impressed on Jews throughout the millennia to quell inner conflicts in their host nations. Ultimately, as Blum notes with concern, this interpretation suggests a "cyclicity of Jewish history that approaches dangerously close to the mystical", emphasizing the idea that the Jewish predicament is based on suffering alone.

In Netanyahu's view, the only viable way out of this predicament is the establishment and subsequent uncompromising defense of the Jewish nation-state. Zionism, in his interpretation of the concept, needs to be based on self-determination and force. Following his own logic of the cyclicity of Jewish history to its conclusion, Benzion conse-



quently understands Israel as a fortress, the last and ultimate line of defense against the ever-looming threat of the next Shoah: "Jewish majority in the land must be established, or else the Holocaust that we face today in Europe will be

repeated here [in Israel] tomorrow at the hands of the Arabs, the Bedouin, and the Druze. [...] Just as the savages of Arabia hunted down Jewish refugees from Spain in the fifteenth century, so they are now, in the twentieth, hunting down the refugees from the inferno of the Diaspora at the gates of the homeland.”

Netanyahu, a follower of Ze'ev Jabotinsky, who famously warned that the Diaspora had to be eliminated before it could eliminate Jews altogether, disdains Chaim Weizmann and David Ben-Gurion, the founding figures of Israel, for relying on the benevolence of the Western world in establishing the country, which, in his view, had not been “taken but given [...] as reparation” and identifies this reliance on external support as a direct consequence of the Diaspora mentality. Weizmann and Ben-Gurion are therefore reduced to “appeasers: meek, apologetic weaklings who begged for land they should have taken by force.”

Not coincidentally, this assessment bordering on the blasphemous of two of the most revered figures in modern Jewish history echoes Blum's self-deprecating self-portrait earlier in the novel and is further emphasized by the pitiless way in which Blum's dysfunctional family life is portrayed. Already suffering from shame for his role as Corbin University's “Hofjude”, Blum must grapple with a disaffected wife, in-laws who scold him for the unwise decision to move the family from the city to the uncultured and provincial town of Corbindale, and a depressed daughter determined to get rid of her “Jewish nose” by any means necessary. Always accommodating and sometimes servile, Blum consequently is not in the least prepared for the Netanyahu's sheer force of nature riding into town in a broken-down car and taking over his house and family life in no time, throwing its carefully upheld and highly fragile equilibrium out of balance in the process.

The difference between both families is stark. While Blum's daughter (after getting a nose job due to an incident that her parents decide to book under the term “accident”) spends her days in front of the new color TV set watching game shows in her bed, Netanyahu's three sons are bursting with life, unapologetically leaving a trail of chaos and desolation in their wake. While Edith, Blum's wife, is determined to keep up the appearance of the exemplary nuclear American family, Benzion's wife, Tzila, is an irritable, quarrelsome, and “pushy” woman of the new Middle Eastern frontier. Benzion himself is portrayed as a man of certainty, unrelenting in his fight for Jewish self-determination, seemingly untroubled by the more or less subtle displays of antisemitism he encounters in Corbindale and weary of the notions of universal truth and a shared common humanity, at one time even going so far as to claim that it “was the Jews who first understood the impossibility of a truth shared by all people.”

The effect of this powerful contrast between the presumably weak diasporic Blum family and the forceful Netanyahu's on the reader is twofold. On the one hand, it seems to underline Jabotinsky's prediction concerning the fate of the Diaspora Jews. On the other hand – and especially considering the events of October 7, 2023, and the subsequent war in the Gaza Strip, one cannot help but wonder if this satire of two families handling their lives as Jews in completely contrary ways, might serve as a cautionary tale as well, warning against the potentially devastating consequences of following Benzion's ideological beliefs to their logical end.

The fact that the novel leaves the lessons to be taken from its narrative entirely up to the reader makes it a worthwhile read, in equal parts provocative and balanced, absurd and hitting all too close to home, serious and funny – a novel about history that is as prescient as it is fit for our current moment. ●

Joshua Cohen:
The Netanyahus
Faber & Faber. 2021. 248 Seiten, ca. 8,50 €
ISBN: 978-1-80427-020-2

Joshua Cohen:
Die Netanjahus
Übers. aus dem Amerikanischen von Ingo Herzke
Kampa Verlag, 2024. 288 Seiten, 14,00 €
ISBN: 978-3311150954

Pull the Box! Zeitkapseln als bittere Pillen

VON VERENA GOLD

Das Problem bei der Veröffentlichung literarischer Buchdebüts ist: Ihnen fehlt die Geschichte. Sie sind in der Regel von Menschen geschrieben, deren Namen erst bekannt gemacht werden müssen. Ein Publikum haben sie noch nicht, sie müssen es erst finden. Ein Verweis auf Vorgegangenes erübrigt sich. Mit berühmten Werken lassen sich solche Texte zwar in einem Atemzug nennen, aber immer nur auf Probe, unter Vorbehalt. Für Verlage und Buchhandel sind solche Erstlingswerke gleichzeitig Königsdisziplin und Aushängeschild, immer aber auch ein Risiko. Allem voran sind sie nämlich eines: erklärungsbedürftig.

Gehört haben auch von der Autorin Diane Oliver wahrscheinlich die wenigsten, als ihre Kurzgeschichten-sammlung *Neighbors and Other Stories* für das Frühjahr 2024 bei Grove Press (US) und Faber Editions (UK) und gleichzeitig „international“, nämlich bei Verlagen in Frankreich, Italien, Schweden und Deutschland, angekündigt wird. Dennoch kann ich mir das Team des Aufbau-Verlags beim Abschluss des Vertrags nicht anders als jubelnd vorstellen: Die Geschichte, die hinter der Veröffentlichung dieser 14 Erzählungen steht, hätte nämlich auch eine Marketing-Abteilung nicht besser erfinden können. Kein Wunder, dass sie der Verlag gerne weitererzählt.

Die Legende um das Suchen und Finden eines Schatzes, von dessen Existenz anscheinend die letzten 60 Jahre nur ein enger Kreis wusste, geht demnach folgendermaßen: Die Literaturagentin Elise Dillsworth aus Großbritannien, so heißt es, stößt in einem Artikel auf den Namen einer jungen Schwarzen Autorin, die darin mit *Get Out*-Drehbuchautor und -Regisseur Jordan Peele verglichen wird: Sie heißt Diane Oliver. Verblüfft, dass sie noch nie von dieser Autorin gehört hat, beginnt Dillsworth zu recherchieren und stößt erst auf ihr bisheriges Werk – vier zu Lebzeiten veröffentlichte Kurzgeschichten, zwei weitere, die nach ihrem Tod erschienen sind –, danach mit etwas Unterstützung auf ihre Nichte und schließlich auf ihre Schwester. Letztere muss nicht lange überlegen und schon gar nicht lange suchen, als sie nach weiteren Arbeiten Diane Olivers gefragt wird: „My mother had kept all [Diane’s] stories in a box with folders and labels. So when Elise contacted my daughter on Facebook, all we had to do was pull the box.“

Dass die 14 Geschichten aus dieser Schachtel jetzt in einem Band vorliegen, ist also das Ergebnis eines Zufalls, einer Neugier, aber auch einer Beharrlichkeit und eines Festhaltens. Jahrzehnte nach ihrer Entstehung erscheinen Diane Olivers Texte damit nun erstmals gesammelt, viele davon auch erstmalig: Die Autorin, die 1943 in Charlotte, North

Carolina geboren wird, kann die Veröffentlichung damals nicht mehr selbst besorgen. Sie stirbt bereits im Jahr 1966 mit nur 22 Jahren bei einem Motorradunfall, kurz nachdem sie ihre schriftstellerische Karriere überhaupt begonnen hat und wenige Tage vor ihrem Master-Abschluss an der University of Iowa.

So märchenhaft heute die Geschichte einer verspäteten Veröffentlichung auch anmutet, der Diane Olivers Familie erst einmal ungläubig gegenübersteht, so dienlich sie für ein erfolgreiches Verkaufsgespräch ihrer Texte sein mag, sie allein kann das große Interesse an Olivers Story-Sammlung nicht erklären. Dass auch in Deutschland die meisten Zeitungen über den Erzählband berichten, dass er in den sozialen Medien stark beworben wird, lässt noch einen anderen Grund vermuten. Ich denke sogar, dass es dafür mehrere gute Gründe gibt, auch wenn diese auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen mögen: Diane Olivers Texte führen in die Innenräume ihrer Protagonistinnen und sprechen von Beziehungen, gleichzeitig zeichnen sie aber das umgebende Außen und seine Strukturen genau auf. Ihr Werk dokumentiert einen Zeitpunkt, der unweigerlich vergangen ist, während es gleichzeitig ungewöhnlich aktuell anmutet.

In ihren Texten stellt Oliver die Koordinaten von Zeit und Raum unmittelbar auf ihre eigene Zeit und ihren eigenen Raum ein und beschreibt eine Gesellschaft, die sich gerade im Umbruch befindet: 1954 wird die Rassentrennung an öffentlichen Schulen mit der Entscheidung *Brown v. Board of Education* für verfassungswidrig erklärt, mit dem *Civil Rights Act of 1964* erhält das Bundesjustizministerium die Möglichkeit, die Abschaffung der Segregation in allen zivilen Bereichen auch gegen die Widerstände der Bundesstaaten durchzusetzen. Olivers Figuren entstammen direkt dieser Welt, sie sind Protagonistinnen des Übergangs, des Dazwischen: Da ist der Junge, der als erstes Schwarzes Kind auf die Schule gehen soll, die bislang Weißen vorbehalten war. Die Studentin, die als erste Schwarze die Highschool absolviert hat, die bis vor Kurzem noch für sie unzugänglich war, und nun das College besuchen soll. Da ist die junge Frau, die mit ihren Freundinnen ein Lokal aufsucht, deren Besuch ihr als Schwarze Person verboten ist, und ausharrt, bis die Protestaktion, die die Bestellung des „Shopper’s Specials“ für sie bedeutet, durch polizeiliche Festnahme beendet wird. Da ist der junge weiße Mann, der in den Süden geht, um sich der Bürgerrechtsbewegung anzuschließen, auch er „a man of his time“, wie eine der Figuren festhält. Die Schriftstellerin Tayari Jones nennt die Titelgeschichte

in ihrem Vorwort – das im Deutschen glücklicherweise als Nachwort beigegeben ist – „a time capsule sealed and buried in the yard of a Southern African Methodist Episcopal church in the early 1960s“ und erinnert sich beim Lesen von Olivers Kurzgeschichtensammlung an den Ausspruch einer Kommilitonin, wonach man mit manchen Büchern die Trümmer einer vergangenen Welt in Händen halte und feststelle: „Well, that’s what books are for – to let the new people know what the hell happened“.

Das Bemerkenswerte an Olivers Sammlung ist jedoch gar nicht, dass sie präzise beschreiben kann, was sie umgibt, sondern vielmehr, was sie an ihrer Umgebung interessiert, welche Perspektive sie wählt. Familien und Landschaften bauen sich bei der Lektüre auf, Beziehungen und Konflikte werden sichtbar, fast spürbar. Man begleitet die Figuren an öffentliche Orte und in institutionelle Räume, verfolgt sie auf ihrem Weg – zu Fuß, im Bus, im Auto –, vor allem aber erlebt man sie privat, nachdem sie die Fliegengittertüren hinter sich geschlossen haben. Meistens sind die Protagonist:innen Schwarz, fast immer sind sie weiblich. Häufig tragen sie Sorge für Kinder, seien es Geschwister, seien es eigene oder fremde Kinder, die damit ebenfalls in den Blick rücken – oder sie sind selbst sogar noch gar nicht erwachsen. Einblick in ihr Leben geben hier vor allem diejenigen, die politisch nur wenig Macht haben, deren Meinungen die Menschen mit Macht nicht besonders interessieren, die aber von Veränderungen besonders stark und direkt betroffen sind. Häufig sind die Figuren daher Sympatieträger:innen, aber bei Weitem nicht immer. Wenn Libby, die Mutter in der Erzählung *Health Service*, mit ihren Kindern zum Arzt geht, um die Tochter impfen zu lassen, stundenlang im Wartezimmer ihre Kinder im Zaum hält und schließlich unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen muss, dann ist allein in der feinen Beobachtung der Situation wie nebenbei, aber unmissverständlich deutlich geworden, was Intersektionalität bedeutet, wie also verschiedene Formen der Diskriminierung sich über die Größen Race, Class und Gender überschneiden und was das im alltäglichen Leben genau – und nämlich jede Minute – bedeutet. „Sometimes I wonder why more of us ain’t dead“, konstatiert eine andere Patientin im Wartezimmer. Dieser Blick auf Formen von Benachteiligung und die sich daraus ergebenden Belastungen lässt – und diese Feststellung tut weh – Olivers Texte so ‚jung‘, so aktuell wirken. Denn auch wenn heute vieles ganz anders ist im Vergleich zu Olivers Texten: Das, was sie in ihren Analysen herausarbeitet, trifft auch heute noch ziemlich genau.

Entscheidend für die Aussagekraft ihrer Texte ist Olivers genaue Darstellung der Verbindung von Privatem und Öffentlichem. Olivers titelgebende Erzählung *Neighbors* ist häufig mit der ikonischen Fotografie der Schwarzen Schülerin Ruby Bridges kontrastiert worden, die darauf, begleitet von einer Eskorte aus U.S. Marshals, aus dem Schulgebäude

kommt. Das Bild zeigt das ‚Außen‘ einer bestimmten Situation und auch davon nur einen Ausschnitt: Auf dem Bild ist die Menschenmenge nicht zu sehen, die das Mädchen beschimpft und mit Gegenständen bewirft. Dass sie über Monate allein im Klassenzimmer beschult wird, weil die weißen Eltern ihre Kinder wegen ihr nicht mehr in die Schule schicken, dass nur eine einzige Lehrerin sie unterrichtet, während der Rest des Kollegiums sich weigert, auch das lässt sich nicht direkt von der Fotografie ablesen. Die Folgen für sie selbst und ihre Familie bleiben unsichtbar, sichtbar ist nur ein mutiges Kind, von dem es rückblickend heißt: „She never cried. She didn’t whimper. She just marched into the school building like a little soldier“. Diane Oliver greift in ihrer Titelgeschichte diese Situation auf, führt ihre Leser:innen aber direkt ins Innere der Familie des kleinen Tommy, der auf eine Schule gehen soll, die bislang weißen Menschen vorbehalten war. Überraschend eindrucksvoll gewählt sind sowohl der Zeitpunkt der Erzählung, nämlich der Abend vor dem ersten Schultag, als auch die Perspektive auf das Geschehen, nämlich die der älteren Schwester Ellie.

Ellie ist eine starke Figur, der es nicht erlaubt, ja gar nicht möglich ist, schwach zu sein: Für ihre Empfindungen gibt es keinen Raum. Als älteste Tochter ist sie bereits eine äußerst kundige und genaue Beobachterin des Geschehens, gleichzeitig wird sie als Jugendliche in ihrer Verletzlichkeit greifbar, für die Leser:innen insbesondere dann, wenn die Erwachsenen in der Geschichte mit ihr umgehen, als sei sie bereits eine von ihnen. In ihrer liminalen Position zwischen den Figuren wird sie zur Vermittlungsfigur zwischen den Familienmitgliedern. Für das Befinden sowohl ihrer Eltern als auch ihrer kleineren Geschwister zeichnet sie sich verantwortlich. Als sie nach ihrem Vollzeitjob mit dem Bus nach Hause kommt, macht sie sich sofort an die Arbeit, kümmert sich mit um das Essen, bringt den ängstlichen Bruder ins Bett, spricht mit den Eltern. Die Gewalt, der sie, ihre Familie und nicht zuletzt ihr kleiner Bruder permanent ausgesetzt sind, wird in ihrer scheinbar abgeklärten und distanzierten Haltung besonders deutlich: Sie schafft es beim Anblick der zeitungslisenden Menschen im Bus ruhig zu bleiben, obwohl sie davon ausgehen muss, dass wieder neue Bilder ihrer Familie präsentiert werden. Sie bleibt souverän in den Gesprächen mit den Nachbarn, die sich ausmalen, was dem Bruder am nächsten Tag alles passieren kann: „Don’t reckon they’ll hurt him[...] [...] Hope he don’t mind being spit on though“. Sie nimmt wahr, dass alle Geschwister außer dem Bruder über Nacht zu Bekannten – und damit in Sicherheit – geschickt worden sind. Sie akzeptiert es, dass der Vater erneut von Männern okkupiert ist, die mit ihm Sicherheitsvorkehrungen für den Schulweg festlegen. Sie erkundigt sich nach der Anzahl der Drohbriefe, die neu eingetroffen sind. Als die Mutter weinend über dem Kartoffelschneiden zusammenbricht, funktioniert sie weiter: „Ellie didn’t know what to do but after a few seconds she cleared

away the peelings and put the knives in the sink“ – es ist ja auch sonst niemand da, der übernehmen könnte. Dabei gestaltet Oliver anhand der Figur der Tochter im Ablauf eines Abends wie nebenbei eindrückliche Szenen des Zusammenlebens: seiner vielfältigen Aufgaben und Tätigkeiten, seiner Anstrengungen, seiner Überforderungen, seiner alltäglichen Rituale und kleinen Gesten, auch seiner Schönheit. Wenn die große Schwester den verängstigten kleinen Bruder ins Bett bringt und ihn all die Versicherungen hören lässt, die er hören will, obwohl sich im Grunde nichts davon halten lässt, ist das eine so zärtliche wie schmerzvolle Szene:

She had just dried him and was about to have him step into his pajamas when he asked: “Are they gonna get me tomorrow?” “Who’s going to get you?” She looked into his eyes and began rubbing him furiously with the towel. “I don’t know,” he answered. “Somebody I guess.” “Nobody’s going to get you,” she said, “who wants a little boy who gets bubblegum in his hair anyway – but us?”

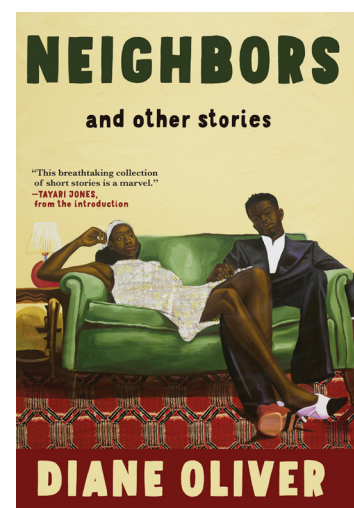
Was dieses nebensächliche liebevolle Gespräch so brutal wirken lässt, ist, dass hier zwei Figuren agieren, denen nichts anderes übrigbleibt, als stark zu tun, während sie letztlich der schonungslosen Gewalt, die auf sie einprasselt, trotz aller Vorkehrungen ziemlich schutzlos ausgeliefert sind. Oliver zeigt die absolute Notwendigkeit eines Aufstehens gegen gewaltsame und menschenverachtende Strukturen, die ihre Texte dokumentieren. Gleichzeitig legt sie die Folgen eines solchen Einsatzes ungeschönt offen, indem sie die Konsequenzen für Einzelne, ihre Psyche, ihren Körper, ihr jeweiliges Umfeld unmissverständlich beschreibt: Die Protagonist:innen, die alle Anfeindungen so kraftvoll von sich fernzuhalten versuchen, sind nicht aus Stahl, sie haben keine Superkräfte und keine magischen Objekte zur Verfügung, sie sind nicht für den Kampf ausgebildet, sie sind das Gegenteil von Soldat:innen. Bei zu viel Druck, sei es von außen, sei es von innen, brechen sie: Besonders genau beobachten die Texte, wie die Körper der starken und disziplinierten Figuren nachgeben, egal, wie sehr sie sich anstrengen und einem Kontrollverlust entgegenarbeiten wollen: Unkontrolliertes Zittern, abgebissene Fingernägel, heimlich geweinte Tränen, monotone Bewegungsabläufe, Rückzug in Räume, die nicht mehr verlassen werden können, zeigen sich als ganz unvermeidliche Reaktionen auf hassende Blicke, geflüsterte Beleidigungen, Spuckkugeln, körperliche Angriffe, aber auch den Druck und die Erwartungen der eigenen Eltern und Bekannten: Die „Nachbarn“ in Olivers Titelgeschichte, das sind nicht nur die Weißen im am Gartenzaun angrenzenden Viertel, sondern auch die unmittelbaren Schwarzen Nachbarn, die sich zum Fall Tommy ganz unterschiedlich positionieren. Die klaren Positionen der Leser:innen sind wie nebenbei auch schon ins Wanken

geraten: Der geschilderten Notwendigkeit und Dringlichkeit des politischen Handelns steht nun gleichzeitig der dringende Wunsch gegenüber, die Eltern mögen die Aktion abblasen und den kleinen Sohn nicht auf diese Schule schicken, so wichtig das Zeichen auch wäre. Von einer Eindeutigkeit des richtigen Handelns, von Siegesgewissheit gar, kann man nicht weiter entfernt sein als bei diesem Blick hinter die Kulissen eines denkwürdigen Ereignisses.

Olivers Erzählungen sind nicht experimentell, eher könnte man sie als konventionell bezeichnen. Es sind kleine abgeschlossene Geschichten mit einem eindeutigen Handlungsbogen. Der Aufbau-Verlag macht mit der Veröffentlichung auch vieles richtig, indem er sich am Cover der amerikanischen Ausgabe mit einem Kunstwerk von Cornelius Annor orientiert und dazu Angaben sowie Buchrücken in frischem Neongrün präsentiert. Einzig die schrecklichen Blurbs um die „ergreifende[n] Einblicke“ in die „Seele der Menschen“ durch diese „einzigartige“ und „größte amerikanische Autorin des 20. Jahrhunderts“ lassen unmittelbar das Verlangen entstehen, man hätte diese Geschichten so erhalten wie Tayari Jones: „a copy printed on plain paper, no intriguing cover, no laudatory blurbs from great writers, not even a paragraph from the publisher providing context or summary“. Auch dann wäre nämlich aufgefallen, wie genau Diane Oliver die kleinen Leben beobachtet, die nicht im Fokus stehen, welche Kraft ihre Figuren dennoch aber transportieren. Auch ohne Superlative zu verwenden, hätte beeindruckt, dass Oliver nirgendwo heroischen Narrativen verfällt – heldenhaft ist an den gezeigten Szenen und Figuren des Aufbegehrens letztlich nichts und niemand –, sondern dass sie genaue, komplexe und auch widersprüchliche Beschreibungen zulässt. Unabhängig vom glänzenden Etikett wird man nämlich feststellen müssen: Selten wurden bittere Pillen so köstlich dargereicht. ●

Diane Oliver:
Neighbors and Other
Stories
Grove Press, 2024. 320
Seiten, ca. 25,00 €
ISBN: 978-0-8021-6131-4

Diane Oliver:
Nachbarn
Übers. aus dem Amerikanischen von Brigitte Jakobeit
und Volker Oldenburg
Aufbau, 2024. 304 Seiten,
24,00 €
ISBN: 978-3-351-04224-0



„Ich erinnere mich nicht.“

Zwei Comicprojekte über Erlebnisse von Kindern im Holocaust

VON FELIX HAENLEIN

Begegnungen mit Zeitzeug-innen gehörten bis vor Kurzem noch zu den Erfahrungen, die Schulkinder hin und wieder machen konnten, und persönliche Erinnerungen an solche Begegnungen gehören sicherlich zu den unvergesslichen Momenten aus dieser Zeit. Aber unabhängig davon, ob wir Zeitzeug-innen des Holocaust in der Schule, in Gedenkstätten oder an anderen Orten begegnet sind oder noch begegnen können – die Gelegenheiten dazu werden seltener. Es sind nicht mehr viele Menschen am Leben, um von den Verbrechen der Nationalsozialist-innen aus eigener Erfahrung erzählen zu können und uns davor zu warnen, dass sich derlei wiederholen kann, wenn wir nicht dagegen aufstehen.

Emmie Arbel, geboren 1937 in Den Haag, ist eine dieser Frauen, die regelmäßig mit Menschen spricht, um von ihren Erlebnissen zu berichten. Zuerst begleitete sie dabei nur ihren Bruder Menachmen in Schulklassen, der, wie sie und ihr anderer Bruder Rudi, die Inhaftierung in Konzentrationslagern überlebte. Dabei saß sie neben ihm und konnte kein Wort sagen. Als Menachem allerdings selbst nicht mehr reisen konnte, übernahm sie diese Aufgabe aus dem Pflichtgefühl, dass jemand davon berichten müsse, auch wenn sie sich dabei nicht wohlfühlte und sogar darunter litt. Das änderte sich, als sie den Entschluss fasste, nurmehr vor Besucher-innen der Gedenkstätte Ravensbrück zu sprechen, nicht zuletzt, weil sie im Leiter der Gedenkstättenpädagogik jemanden gefunden hat, der sie dabei unterstützt.

Emmie Arbel. Die Farbe der Erinnerung ist eine Graphic Novel, in der Barbara Yelin Emmie Arbels Lebensgeschichte erzählt. Dabei ist der Prozess des Erinnerns an ihre Erlebnisse während des Zweiten Weltkriegs und danach zentral für die erzählte Geschichte. Sie beginnt, wie der Text selbst sagt, mit einer Explosion. Emmie (im Comic wird sie meist nur beim Vornamen genannt) hält es nicht mehr aus. Als sie sich im Jahr 1977 gerade von ihrem Mann getrennt hat, stürmt sie aus ihrem Haus in Tiv'On, Israel, und fährt zu Hannah, ihrer Psychologin und späteren Freundin, bei der sie es geschafft hat, erstmals über den Holocaust zu sprechen und auch über das, was sie als Waise danach erleben sollte. In stark gesättigt kolorierten und großflächigen Panels von Dunkelblau bis Grau sitzen sich die Silhouetten der beiden Frauen gegenüber.

„Ich erinnere mich an nichts“, ist der Ausgangspunkt für Emmies Erinnerung. Sie kommt aus der Tiefe, war für

sie lange unzugänglich und soll jetzt für alle lesbar werden. Auch in Wirklichkeit haben sich Emmie Arbel und Barbara Yelin zwischen 2019 und 2023 immer wieder getroffen – in Deutschland, in Israel und online –, um sich kennenzulernen und damit Yelin die Geschichte zum Comic verarbeiten konnte, aber auch um ganz genau über das zu sprechen, was am Ende in der fertigen Graphic Novel auftauchen würde und was nicht.

Dieses Verfahren bestimmte auch die Arbeiten in einem weiteren Projekt, im Zuge dessen Barbara Yelin, Miriam Libicki und Gilad Seliktar ebenfalls die Geschichten von Überlebenden des Holocaust erzählen. In *Aber ich lebe. Vier Kinder überleben den Holocaust* werden neben der Geschichte von Emmie Arbel (die dort nur ein Viertel des Umfangs in der Einzelveröffentlichung umfasst) noch die Erinnerungen von David Schaffer und den Brüdern Rolf und Nico Kamp erzählt. Die

drei Graphic Novels entstanden im Rahmen eines Forschungsprojekts mit dem Titel *Narrative Art and Visual Storytelling in Holocaust and Human Rights Education*, in dem Wissenschaftler-innen, Praktiker-innen, Künstler-innen und Studierende verschiedenster Fachrichtungen zusammenkamen. Das Ergebnis ist keine didaktisch überfrachtete Schullektüre, die durch das Genre des Comics (klischeehaft formuliert) auch mal Kinder zum Lesen bringt, die sonst nicht lesen. Es handelt sich um reflektierte und für alle Altersgruppen geeignete Geschichten, die spannend sind, manchmal sogar witzig und tief berührend. Einzig der Anhang, der neben einer ebenfalls als Comic erzählten Behind-the-Scenes-Szene (die ziemlich witzig gemacht ist) auch kurze Texte zum weiteren Leben der Zeitzeug-innen und Kapitel zu den „Historischen Hintergründen“ zu jeder der drei Graphic Novels enthält, könnten unter anderen Umständen den Verdacht erwecken, dass hier jemand der Form des Comics doch nicht so ganz traut. Denn vieles, was dort auf engstem Raum zusammengefasst steht, findet sich bereits in den eigentlichen Geschichten und sowieso sind die historischen Abrisse in ihrer Kürze so allgemein gehalten, dass sie von den meisten Interessierten auch einfach überblättert werden können. Das liegt allerdings am Kontext dieses Projektes, das es sich auch explizit zur Aufgabe gemacht hat, neben den Comics weitere Materialien für den

„Am Anfang sagte ich ...
... ich erinnere mich ...
... an nichts.
Aber es kam zurück.“

Unterricht zu erarbeiten, „die das Lehren und Lernen über den Holocaust mit dem Thema der sozialen Gerechtigkeit und einer Antirassismus-Erziehung verknüpfen“ (Aber ich lebe, S. 172). Und so ist bereits die Anthologie *Aber ich lebe* eine Materialsammlung, die die künstlerisch ausgearbeiteten Lebenserzählungen mit weiteren Textsorten verbindet, um die Kindheitserfahrungen der letzten Holocaust-Überlebenden zu beleuchten.

Dass jedoch nicht jeder Aspekt beleuchtet werden kann, stellen die Comics selbst immer wieder deutlich aus. In allen drei Comics sind die Autor:innen selbst Teil der erzählten Geschichte, um den schwierigen Prozess der Aufarbeitung traumatischer Erlebnisse darstellen zu können. Das erinnert unweigerlich an Art Spiegelmans *Maus*. Auch dort werden die Erinnerungen von Spiegelmans Vater an den Holocaust verarbeitet, zugleich aber die Geschichte des Sohnes erzählt, der als Teil der Second Generation von Holocaust-Überlebenden über die Auswirkungen auf sein eigenes Aufwachsen spricht. Nicht zuletzt ist *Maus* ein Comic über die Entstehung eines Comics (über seine eigene Entstehung), im Zuge derer komplizierte und konfliktreiche Aushandlungsprozesse notwendig sind und deren Scheitern immer möglich ist. In *Aber ich lebe* ist dieser Aspekt deutlich weniger ausgeprägt, schließlich handelt es sich auch nicht um Verwandte der Berichtenden. Dennoch wird deutlich, dass die Verfasser:innen die ihnen übertragene Aufgabe sehr ernst nehmen und sich als Mitglieder einer Generation verstehen, die zur letzten zu werden droht – nämlich die letzte, die mit Zeitzeug:innen sprechen kann und dies in dem Wissen tut, nicht zur letzten werden zu dürfen, die sich an das erinnert, wovon die Zeitzeug:innen erzählen.

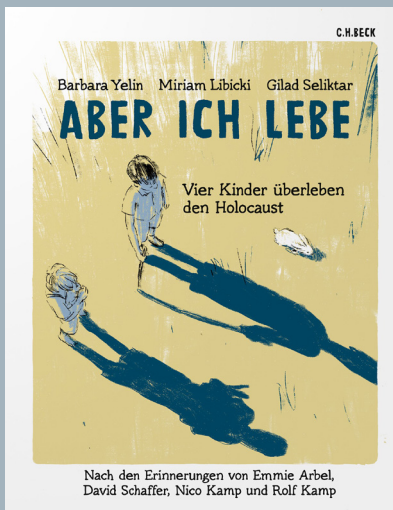
Emmie Arbel ist daher ein Buch, das nicht nur versucht, die Erinnerung wachzuhalten, sondern dabei auch im Blick behält, dass es nicht immer möglich ist, sich zu erinnern. Gerade in diesem Punkt kann der Comic durch die Darstellung dunkler oder ganz schwarzer Panels formal eine Leerstelle deutlich machen, die nicht mehr gefüllt werden kann. Überhaupt ist eine Bebilderung dieser Geschichte (ebenso wie die der Geschichten von David Schaffer und den Brüdern Kamp) nicht lediglich eine mediale Transformation bestehender Aufzeichnungen. Es gibt diese Aufzeichnungen schließlich nicht – durch die Comics wird dadurch erstmals sichtbar, wofür es keine Worte gibt, und es wird zugleich sichtbar, dass das, was hier zu sehen ist, immer nur ein kleiner Ausschnitt dessen sein kann, was die ganze Unvorstellbarkeit ausmacht.

So geistert durch das ganze Buch eine schwarze Katze, die zum ersten Mal richtig auffällt, während Barbara Yelin und Emmie Arbel an Emmies Gartentisch sitzen und es zu regnen beginnt. Als sie beim Nach-drinnen-Gehen gefragt wird, was mit der Katze ist, antwortet Emmie kurz und bestimmt: „Nein. Katze bleibt draußen.“ Aber die Katze bleibt auch vor Ort, ohne dass ihr größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und genau das ist das Problem. Sie taucht nämlich immer

dann auf, wenn Emmies Erzählung an besonders schwierigen Stellen hängen bleibt, es ist das Verdrängte, das doch immer wieder vor dem Fenster steht und miaut.

Der Ursprung dieser rätselhaften Katze scheint in folgender Vorgeschichte zu finden zu sein: Eine Begegnung mit einer ebenfalls schwarzen Katze hat Emmie nämlich schon Jahre zuvor in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gemacht, als sie in einer Pflegefamilie in den Niederlanden lebte, wo sie zunächst von einer Tuberkuloseerkrankung genesen musste. Man hatte ihr Bett nach draußen verlegt, sodass in der Nacht eine schwarze Katze den Weg dorthin finden konnte. Niemand hörte die verängstigte Emmie weinen und niemand kam ihr zu Hilfe. Da Emmie außerdem während der Krankheit nicht in die Schule ging, war sie über lange Zeit dem Pflegevater ausgeliefert, der sie häufig vergewaltigte und nach außen als Held auftrat, der zahlreichen Kindern, die ihre Eltern im Holocaust verloren hatten, in einer großen Familie ein neues Zuhause bot. Emmies Geschichte macht daher deutlich, dass das Leiden für die Kinder, die aus den Lagern befreit worden sind, nicht endete. Und doch legt sie Wert darauf, dass ihre Schulzeit in den Niederlanden „wunderbar“ war: „Das war die beste Zeit.“ Und die Vergewaltigung ist „nur eines der schwierigen Dinge, die mir in meinem Leben geschehen sind.“ Wenn es darum geht, ob und wie dieser Aspekt nun in die Graphic Novel aufgenommen werden soll, antwortet sie: „Es soll nicht die Hauptsache sein. [...] Aber es ist eins von den Dingen. Das ist, was ich will.“ (S. 62) An dieser Stelle rückt der besagte Aushandlungsprozess besonders ins Zentrum der Aufmerksamkeit, indem man Barbara Yelin mit Emmie Arbel am Tisch sitzen sieht und Emmie diese Worte mit frontalem Blick in Richtung der Leser:innen spricht. Aber es wird auch deutlich, dass hier nicht alles berichtet werden wird. Denn in einer weiteren Szene gegen Ende beschließt Emmie, „... aber jetzt ist es genug“ (S. 153), schließt rasch die Rollos, um auch die Katze, die schon wieder am Fenster steht, nicht mehr sehen zu müssen.

Diese Fensterszene spiegelt eine Szene aus Barbara Yelins *Irmina* (2014), wo Yelin die Geschichte einer jungen deutschen Frau im nationalsozialistischen Deutschland erzählt, die die verbrecherische Ideologie des Nationalsozialismus nicht infrage stellt und versucht, ein angepasstes Leben zu führen. Auch sie schließt an einer Stelle resolut ihre Vorhänge, um nicht sehen zu müssen, welche Verbrechen auf den Straßen verübt werden. Dass auf der anderen Seite Menschen wie Emmie Arbel diese Möglichkeit nicht hatten und noch heute immer wieder etwas ungefragt und ungewollt ins Leben eindringt, wird in dieser Gegenüberstellung reflektiert. Überhaupt scheint es so, als tauche Irmina in *Emmie Arbel* sogar selbst auf, wenn die Mutter ihres deutschen Schwiegersohnes auf der Hochzeit ganz unvermittelt sagt: „Ich habe nichts gewusst.“ Die ältere



bara Yelin gegenüber ein, dass sie nicht gern Bilder von sich sehe. Yelin: „Aber ... es wird eine Graphic Novel. Mit Bildern von dir! Vielen Bildern!“ Daraufhin antwortet Emmie Arbel: „Es liegt nicht an der Zeichnung. Es liegt an mir. So bin ich.“ (S. 48–49) Dass die Darstellungen der gezeigten Figuren immer wieder wiederholt werden müssen, ist für die Form des Comics grundlegend. Wenn eine Lebensgeschichte in eine scheinbare Kontinuität gebracht werden soll, entlarvt der Comic diese durch seine Fugen sofort wieder als lückenhaft. Gleichzeitig findet sich das Prinzip einer Absage an die Kontinuität in der stets notwendigen Wiederholung der Figuren in den einzelnen aufeinanderfolgenden Panels, wie der Comic-Theoretiker Ole Frahm schreibt: „Die Figuren müssen als kontinuierliche Subjekte wiedererkannt werden, und zugleich ist offensichtlich, dass sie diese Kontinuität nicht aufweisen, sondern Panel für Panel neu konturiert werden müssen.“ (Frahm, Die Sprache des Comics, S. 109) Als Comic, der die Geschichte einer Überlebenden des Holocaust erzählt, weist *Emmie Arbel* umso deutlicher auf die Prekarität einer kontinuierlichen Lebensgeschichte hin, die in diesem Fall noch unwahrscheinlicher ist, als das ohnehin bei jeder Lebensgeschichte der Fall wäre. Als „Überlebende“ möchte Emmie Arbel jedoch ohnehin nicht bezeichnet werden – das hört sich für sie zu sehr nach Mitleid an. Deshalb wird in ihrer Geschichte der Fokus in jeder einzelnen Darstellung auf das gelenkt, was ihr die Nationalsozialisten verwehren wollten, auf ihre Geschichte, die mit so viel Leid und den unzähligen getöteten Menschen verbunden ist und die mit der Feststellung endet: „Aber ich lebe.“ Und so lange wird sie wohl auch noch rauchen. ●

weibliche Figur ähnelt nämlich gerade der älteren Irmina auffällig stark. Wer von all dem nichts gewusst haben will, hat die Vorhänge ganz bewusst und mit genau diesem Ziel verschlossen. Und zuletzt ist da der Rauch, der durch *Irmina* als unheilverkündende Spur hindurchzieht – junge Nazis qualmen Irmina voll, auf einer Soiree mit Parteigrößen umspielt der Rauch die Hakenkreuzfahnen und selbst der Dampf der Suppe, die sie als ‚gute Hausfrau‘ für ihren Mann zubereitet, führt am Ende vermeintlich unweigerlich zur brennenden Synagoge hin.

Emmie Arbel hat in fast jeder Szene, in der sie erzählt, eine Zigarette in der Hand und qualmt die Seiten des Comics nun ihrerseits voll. Wenn laut Emmie die Farbe der Erinnerung schwarz ist, dann setzt sie gegen dieses Schwarz mit dem weißen Rauch selbst den deutlichsten Kontrast. Das ist auch deshalb auffällig, weil sie, auch da sie ja die Hauptperson ist, so oft gezeigt wird. Einmal räumt sie Bar-

Barbara Yelin:

Emmie Arbel. Die Farbe der Erinnerung
Reprodukt, 2023. 192 Seiten, 29,00 €
ISBN: 978-3-95640-396-5

Barbara Yelin / Miriam Libicki / Gilad Seliktar:

Aber ich lebe. Vier Kinder überleben den Holocaust. Nach den Erinnerungen von Emmie Arbel, David Schaffer, Nico Kamp und Rolf Kamp, hg. v. Charlotte Schallié
C.H. Beck, 2022. 176 Seiten, 25,00 €
ISBN: 978-3-406-79045-4

Flutung durch Wirklichkeit oder: Wie mir *Zwischen Welten* von Juli Zeh und Simon Urban (fast) alles vorwegnahm

VON ELENA STIRTZ

Handys in Büchern

Es liegt eine gewisse Zahl von Jahren zurück – vielleicht zehn, vielleicht etwas mehr, vielleicht auch etwas weniger –, da bin ich beim Lesen von Büchern jedes Mal konsequent über Worte wie „Handy“ oder gar „Smartphone“ gestolpert. Umgehend setzten die immergleichen Reaktionen ein: Stocken, Aufschauen, Stirnrunzeln. Was hatte sie da zu suchen, diese lästige Wirklichkeit, der ich doch mit Aufschlagen des Buches eine Absage erteilt hatte und von der es um das Buch herum doch mehr als genug gab? Vielmehr war ich eingestellt auf Kunst, auf Literatur, auf Zerstreung und auf Fiktion, nicht zu knapp, und nicht etwa auf profane Technik, die meine Lektüre mit allzu gewöhnlichen und allzu unliterarischen Anrufen und Textnachrichten infiltriert. Über Technik konnte immer noch dann geschrieben werden, wenn sie entweder schon längst veraltet oder noch nicht erfunden worden war.

Und wenn es denn unbedingt sein musste, wenn es wirklich nicht warten konnte, dass in einem Buch irgendjemand irgendjemanden anruft oder irgendjemand irgendjemandem eine Nachricht schreibt – von unterwegs, versteht sich, Telefonzellen alle weg, keine Frage –, warum dann diese begriffliche Überdeutlichkeit? Warum nicht stattdessen mehr Metaphern, mehr Verfremdung, weniger Offensichtliches, damit das triviale Handy auch etwas anderes sein konnte, theoretisch, wenn man denn darauf besteht (obwohl es natürlich trotzdem weiterhin das triviale Handy wäre), warum nicht vielleicht ein universelleres „Brummen“ statt „Vibrieren“ und statt „Handy“ – ja, was denn?

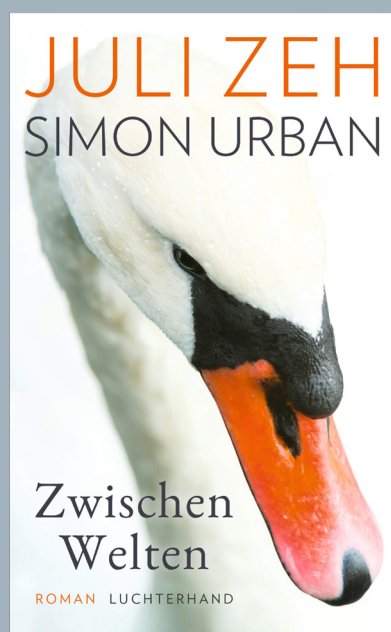
Seitdem ist diese gewisse Zahl von Jahren – vielleicht zehn, vielleicht etwas mehr, vielleicht auch etwas weniger – wieder vergangen (von nun an also Jetztzeit, die allerdings inzwischen auch wieder um einige Monate gealtert ist, wenn man genau sein möchte), da griff ich aus der unüberschaubaren Masse an Ungelesenem ganz freiwillig zu einem Buch, in dem es von dem, was man mit Handys (eigentlich Smartphones) so macht, nur so wimmelt, nämlich zu *Zwischen Welten* von Juli Zeh und Simon Urban. Darin taucht „WhatsApp“ 489-mal auf, „Handy“ immerhin 24-mal und „(E-)Mail“ dann noch 217-mal, weil man per E-Mail besser längere Nachrichten schreiben kann.

Stefan, Theresa und ein Schwan

Zwischen Welten also. Welt A wird von Stefan (Jordan), Welt B von Theresa (Kallis) bewohnt, das Dazwischen ist das Buch selbst. Auf dem Cover prangt ein Schwan, der nur ein einziges Mal im Text auftaucht (den Rechten Hinweis im Impressum nicht mitgezählt), gleich auf der ersten Seite: „Theresa? Lebst du noch? Hast du dein Telefon vor Wut in die Außenalster geworfen, und ich schreibe gerade an einen Schwan?“ (S. 9) Präsenz und Beliebigkeit, und auch der Schwan rangiert damit in einem Zwischenbereich.

Bei Theresa und Stefan handelt es sich um alte Studienfreund:innen, die sich aus den Augen verloren, sich zufällig wiedergetroffen und daraufhin eine digitale Brieffreundschaft begonnen haben. Da sie sich in der Zwischenzeit in überaus unterschiedliche Richtungen entwickelt haben, streiten sie unentwegt. Unterbrochen werden diese Auseinandersetzungen von latenten Restverliebtheiten, die es aus der Vergangenheit ins Jetzt geschafft haben.

Einige Eckdaten: Theresa betreibt einen Bio-Milchhof im brandenburgischen Schütte. Explodierende Pachtpreise, kaum zu erfüllende Auflagen, Politik und Bürokratie treiben sie an den Rand der Verzweigung und des finanziellen



Ruins.[1] 100-Stunden-Wochen sind an der Tagesordnung, Familienurlaube mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern bleiben grundsätzlich auf der Strecke.

Stefan ist stellvertretender Chefredakteur der größten deutschen Wochenzeitung. Wenn er in seiner schicken Hamburger Wohnung teure Weine trinkt, wirkt er immer ein bisschen einsam. Seit dem Besuch einer Klimakonferenz (bzw. der UN-Klimakonferenz, die 2015 in Paris stattfand, wenn das eine der Stellen ist, die im Namen des Romans Anleihen bei der Wirklichkeit machen) erkennt er die Dringlichkeit der Thematik und hinterfragt im Zuge dessen uneingeschränkte journalistische Neutralität, tendiert immer mehr zu einer Anreicherung mit Aktivismus, zu einem Beziehen von Haltung.

Overload

All das (und mehr) erfahren Leser:innen durch den Filter einer doppelten Schriftlichkeit, denn *Zwischen Welten* reiht sich in die Tradition des Briefromans ein. Juli Zeh und Simon Urban schreiben auf, was Theresa und Stefan einander in unzähligen Textnachrichten über Monate hinweg mitzuteilen haben. Und das ist eine ganze Menge.

Worüber sie reden: natürlich über sich und ihre Probleme (wer tut das nicht), aber auch über alles andere, über große gesellschaftliche Themen der (textexternen) Gegenwart, über Krieg und Rassismus, Klimakrise, Nachhaltigkeit und Landwirtschaftspolitik, über die Rolle des Journalismus und die Dynamik von Shitstorms, über Corona, gendersensible Sprache und darüber, wie und ob überhaupt miteinander ins Gespräch zu kommen ist, wenn Uneinigkeit, Kränkungen und Entfremdung die Atmosphäre bestimmen. Denn offenbar – so der Leseindruck angesichts der unaufhörlichen Streitereien – genügt es nicht, „eigentlich dasselbe [zu] wollen“ (S. 144) und sich „im Grunde einig“ (S. 299) zu sein. Das, was jenseits von „eigentlich“ und „im Grunde“ liegt, droht immerfort mit Entzweiung.

Dennoch – trotz der Schwere der Themen und der Anspannung, die fortwährend zwischen den Zeilen lauert – ist die Lektüre kurzweilig. Das rasche Hin und Her von Therasas und Stefans Schlagabtausch spielt der von der digitalen Reizüberflutung gebeutelten Aufmerksamkeitsspanne in die Karten, ermöglicht den Konsum von portionierten Wort- und Satzhäppchen. Zwischendurch wird es spannend, sogar fesselnd, dann frustrierend und schließlich tragisch. Auf unbehagliche Weise zum Nachdenken angeregt wird man eigentlich immer.

Manches trägt hingegen Züge des übermäßig Überzeichneten und in dieser Überzeichnung Provokativen: Wenn etwa Stefan davon berichtet, dass er „mit einem *Capuccino Grande* aus Fair-Trade-Bohnen und Biohafermilch am Schreibtisch“ sitzt, während unter ihm „der Hafen in der Morgensonne [liegt und] die Elbphilharmonie [...] wie

eine Krone [glänzt], die man der Speicherstadt aufgesetzt hat, ohne sie zu fragen“ (S. 36 f.), erscheint er wie das Abbild eines überprivilegierten Angebers, der es sich leisten kann, seine Überzeugungen plakativ nach außen zu tragen. Während er die Prahlerei im Hinblick auf den Ausblick aus seinem Bürofenster ein wenig relativiert, indem er ihn anschließend als „pure[n] Fototapeten-Kitsch“ (S. 37) abtut, färbt das Bedürfnis, sich mit einem nachhaltigen Einkaufsverhalten zu brüsten, sogar seine Metaphern, als er davon spricht, „allen eine LKW-Ladung Biohonig um die Mäuler geschmiert“ (S. 301) zu haben. Ein Kollege wiederum, den Stefan zitiert, sei überzeugt davon, das Coverfoto für die neue Zeitungsausgabe werde „[m]indestens deutsches Pressefoto des Jahres, da verwette er seinen Tesla drauf“ (S. 437).

Und auch im Kontrast zu Theresa verfestigen sich Klischees dieser Art. Während nämlich Stefan die perfekte Carbonara anstrebt, über Hokkaido-Avocado-Pecorino-Salat mit viel Olivenöl und geeiste Gurkensuppe mit Räucherlachs sinniert (vgl. S. 388) und Weine verkostet, die ich allesamt googeln muss, um sie überhaupt als solche identifizieren zu können, bestellt Theresa Bockwurst und Kaffee an der Tankstelle (vgl. S. 255).

Der Detailreichtum, der diesen Schilderungen anhaftet, irritiert, dennoch offeriert der Kontext, in dem sie in Erscheinung treten, keine nennenswerten Hinweise auf eine offen ironische Einordnung. Das ist umso erstaunlicher, als sich Juli Zeh vehement gegen eine simplifizierende Zweiteilung von Positionen ausspricht und für das Zulassen von Grautönen wirbt, aber zugleich (zusammen mit Simon Urban, der auch noch dabei ist, aber dessen Name auf dem Buchumschlag in viel kleinerer Schrift daherkommt) Figuren entwirft, die sich von den sie bestimmenden Dichotomien letztlich nicht lossagen können. Und doch: die geeiste Gurkensuppe, die Elbphilharmonie-Krone, die LKW-Ladung Biohonig, die Tesla-Wette – das ist zu viel, zu zugespitzt, als dass es sich um ein Versehen und *nicht* um Ironie handeln könnte, um eine Parodie, um Karikaturen, um Satire.

Dies kollidiert nun allerdings mit dem Umstand, dass in diesem Buch so viel nachprüfbarer Gegenwart steckt, die einen Wirklichkeitsabgleich geradezu provoziert und dazu verleitet, Fragen nach Authentizität und Wahrscheinlichkeit zu stellen, etwa: Wäre es – unter der Voraussetzung eines starken Bedürfnisses, jemandem vom Konsum eines *Capuccino Grande* aus Fair-Trade-Bohnen und Biohafermilch zu erzählen – nicht naheliegender, einfach von „Kaffee“ zu sprechen? Jedoch: Wenn diese wortreiche Kaffeespezialität Teil eines uneigentlichen Sprechens ist, müssten vermutlich andere Bewertungsmaßstäbe angelegt werden.

Und doch ist da diese Masse an Referenzen, die sich auf eine außerliterarische Wirklichkeit richten. Dadurch stellt sich häufig nicht der Eindruck von Lesen, sondern

vielmehr von *Mitlesen* ein, vom heimlichen Beiwohnen der digitalen Korrespondenz von Menschen, die überaus vorstellbar, die mitnichten abwegig sind – mehr Voyeurismus und Psychotherapie als Literatur.

Vorwegnahmen und Metakommunikation

Die Meinungen, die ich mir im Laufe der Lektüre bilde, die (Zwischen-)Urteile, die ich fälle, die Sympathien, die ich entwickle und wieder verwerfe, bleiben nicht unbemerkt, bleiben keine persönliche Angelegenheit. Alles, was ich denke, haben Stefan und/oder Theresa auch schon erwogen und bis ins Kleinste seziert.

Als Theresa sich etwa im Rahmen einer regelrechten Verspottungstirade über gegenderte Störch:innen mokiert (vgl. S. 138), wundere ich mich gerade darüber, wie sie sich in diesem Ausmaß über ein paar Sternchen ereifern kann, das grenzt ja an Besessenheit,^[2] denke ich, da entgegnet Stefan: „Das 21. Jahrhundert noch mal kurz & knapp für Brandenburger*innen erklärt: Nach Jahrhunderten der Ungerechtigkeiten verändert sich die Welt – *endlich*. [...] Wenn bei so einem historischen Prozess ein paar Leute beim Gendern von Störchen übers Ziel hinausschießen, ist das doch scheißegal! Die Welt wird gerade gerechter! Kapiert du das?“ (S. 140 f.) Als mir daraufhin sein überheblicher und abwertender Tonfall übel aufstößt, beendet Theresa das Gespräch: „Dein Tonfall ist total herablassend. Ich hab keine Lust mehr auf WhatsApp mit dir. Ich geh ins Bett“ (S. 141).

Als ich mir gerade besonders scharfsinnig vorkomme, weil ich bemerke, dass Theresa und Stefan ihre ursprünglichen Positionen vertauscht zu haben scheinen, dämpft Theresa meine vermeintliche Geistesgegenwart, indem sie beiläufig bemerkt: „Ist dir übrigens aufgefallen, dass wir in puncto Aktivismus plötzlich mit vertauschten Rollen argumentieren?“ (S. 298) Als ich wiederum den Eindruck gewinne, dass mit der Aktion, Gülle in Konservendosen zu füllen und diese in Supermärkte einzuschleusen, eine Grenze überschritten wird, wirft Stefan bestürzt ein: „Du hast nicht wirklich nachts in einem Stall gesessen und Lebensmittel manipuliert? Wie eine Terroristin?“ (S. 288)

Und als Theresa mich mit ihrer Aussage schockiert, man müsse sich „nicht wundern, dass so viel AfD gewählt wird“ (S. 105), sich daraufhin mein moralischer Kompass postwendend zu Wort meldet und ich mich gerade darüber empören will, dass solch ein Satz – selbst wenn es sich dabei um eine plumpe Provokation handeln sollte – einer von zwei Haupt- und potenziellen Identifikationsfiguren in den Mund gelegt wird, da kümmert Stefan sich bereits um die Ermahnung, den Einspruch, er greift meine Entrüstung auf und übernimmt: „Wenn jemand [...] zur Strafe eine rechtsradikale Partei wählt, dann ist das nicht nur bildungsfern, sondern auch intelligenzfern, anstandsfern und geschichts-

fern. [...] Man kann gegen alles sein. Aber nicht für die AfD“ (S. 105 f.).

Als Stefan resigniert feststellt, dass man, „[w]enn öffentliche Kommunikation der Treibstoff der Polarisierung ist, [...] die fortschreitende Polarisierung nicht mit öffentlicher Kommunikation [wird] stoppen können“ (S. 394), klingt das für mich wie ein Schlüsselsatz, der in einem pessimistischen Urteil rund um Ohnmacht und Sprachlosigkeit münden, aber in jedem Fall bedeutsam für den weiteren Fortgang der Geschichte sein könnte. Ich sehe mich bereits auf der sicheren Seite, da holt mich Theresa 14 Seiten später ein und macht meinen Vorsprung zunichte, indem sie die Textstelle wörtlich (!) zitiert und ihrerseits als Schlüsselsatz bezeichnet (vgl. S. 408). Es ist zum Verrücktwerden.

Als sich mein Verständnis an Therasas Landwirtschaftsjargon stößt, schließt sie – an Stefan gewandt – mit Folgendem: „Egal, das kapiert du eh nicht“ (S. 248). Ich bin beruhigt, aber irgendwie auch verstimmt, weil ich mich – im Vergleich zum manifest gewordenen Eindruck, als Leser:in übergangen zu werden – plötzlich angesprochen fühle. Aus Trotz recherchiere ich nachträglich das an anderer Stelle nebenher eingeworfene „Whataboutism“, obwohl Stefan die Erklärung gleich mitliefert (vgl. S. 60), bevor ich mich fragen kann, was das ist. Aber vielleicht lügt er ja, was kann man von fiktiven Charakteren schon erwarten?

Bei jedem Versuch, in diesen andauernden Dialog einzuhaaken, muss ich abbrechen und erwische mich dabei, den Mund zu öffnen und wieder zu schließen (gedanklich jedenfalls), um dann in einer nicht allzu erwachsen anmutenden „Das wollte *ich* gerade sagen!“-Dauerschleife zu verharren, immerzu. Es ist schwierig, über ein Buch zu sprechen, das eine einzige Metakommunikation ist, da ist wenig Raum zum Mitdenken, weil im Voraus bereits so viel bedacht wurde, weil ich immer zu spät dran bin und mir nur in den Sinn zu kommen scheint, was da schon längst geschrieben steht.

Nun ist es so, dass Bücher in aller Regel irgendwann enden. Dieser Tatsache ist es geschuldet, dass ganz zum Schluss eine Nachricht unbeantwortet bleibt, weil sie die letzte ist (da ist noch ein anderer Grund, allerdings würde seine Nennung wohl einen Spoiler darstellen). Die Kommunikation bricht ab und damit auch die Vorwegnahmen. Ein rund 12-seitiger Rest harrt einer Erwiderung, die nicht kommen wird, wandelt sich vom Briefroman zum Rechenschaftsbericht exklusiv für die Leser:innen und gewährt mir den Vorsprung, der mir zuvor verwehrt blieb. Da wäre beispielsweise der Streit zweier Möwen um ein zusammengeknülltes Stück Papier – „*nur* ein zusammengeknülltes Stück Papier“ (S. 444, Hervorhebung von mir). Da lauert eine Metapher, mit der sich womöglich etwas anfangen ließe, eine Metapher rund um Streitkultur und die Frage, ob sich das Wagnis, einen Diskurs einzugehen, immer lohnt oder ob es sich letztendlich *nur* um Worte handelt, die nichts gegen tiefsitzende Polarisierungen anzurichten vermögen,

eine Metapher, die wenig subtil daherkommt, aber deren Entschlüsselung mir zumindest weder von Theresa noch von Stefan in einer nächsten Nachricht vorweggenommen werden kann. Viel ist das nicht.

Erneut: diese lästige Wirklichkeit

An Realitätsflucht durch Literatur ist mit *Zwischen Welten* also nicht zu denken. Die Buchseiten sind nicht etwa gespickt mit dezenten Wirklichkeitseinsprengeln à la Siegfried Kracauer, der – in seinem Fall – dem Film die Fähigkeit attestierte, Phänomene der Realität „sozusagen im Flug zu erfassen“, und als „Hauptnahrung“ des Kinos „vorübergehendes materielles Leben [...], Leben in seiner vergänglichsten Form[,] Straßenmengen, unbeabsichtigte Gebärden und andere flüchtige Eindrücke“ identifizierte.[3] Während Flüchtlings dieser Art kurz aufzublitzen vermag und dadurch die Fiktion nicht in Mitleidenschaft gezogen werden dürfte, sie dadurch womöglich sogar von einer spezifischen Würze

Roman *Unterleuten*. Verwirrstrategie, Werbung in eigener Sache oder auch gar nichts davon?

In jedem Fall wirkt die mutmaßliche Taktik, klare Zuordnungen zu verunmöglichen, denn zwischendurch vergesse ich die Dennoch-Fiktion und gebe immer wieder dem Instinkt nach, das Gelesene mit der Wirklichkeit abzugleichen. So frage ich mich etwa, warum Theresa und Stefan, als ihnen WhatsApp zu unsicher wird, Stefan aber mit Telegram hadert und sich schließlich für Threema entscheidet (ich schaue nach, ob es Threema *wirklich* gibt – gibt es), nicht einfach Signal nutzen.

Als Theresa beiläufig erwähnt, Christian (Vorarbeiter auf ihrem Hof) sei *übrigens* AfD-Wähler (vgl. S. 160), erwische ich mich dabei, mich zu fragen, ob das – jetzt wirklich – *auch noch* sein muss, nachdem ich ihn zuvor oberflächlich sympathisch fand (viel gesagt hat er eigentlich nicht, dadurch konnte er aber eben auch nicht viel potenziell Verfängliches äußern). Als Stefan seine Überzeugung



profitiert, wird *Zwischen Welten* begraben unter Wirklichkeitsbrocken, Wirklichkeitsschutt, Wirklichkeitsgeröll.

Der Roman stellt wahrlich ein eigentümliches Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit aus, zwingt ihnen kompromisslos ein Nebeneinander auf: Hamburg (gibt es), daneben Schütte (gibt es nicht), daneben Michael Gundlach (gibt es), daneben DER BOTE bzw. nach Umbenennung DIE BOT*IN (gibt es nicht, jedenfalls nicht in Form der beschriebenen größten Wochenzeitung Deutschlands).

Und die Ungereimtheiten nehmen zu: Während es Boltenhagen gibt, gibt es in Boltenhagen *kein* „Denkmal des einzigen Schwimmers, der *in* die DDR geflohen ist“ (S. 342), wie Stefan behauptet, zumindest nicht in einer außerliterarischen Wirklichkeit, wohl aber an einer anderen fiktiven Wirkungsstätte, nämlich in einem Text, mit dem Simon Urban 2007 am Literaturwettbewerb *Open Mike* teilnahm.[4] Ähnlich verhält es sich mit dem Dorf, in dem die Eltern von Theresas Ehemann (Basti) wohnen: Unterleuten gibt es nicht und dann wieder doch, nicht in der Realität, aus der heraus ich über Realitäten nachdenke, aber in der Realität von Juli Zehs 2016 erschienenem

darüber teilt, „dass ein Gespräch mit Klima-Leugnern, Corona-Leugnern oder Putin-Verstehern keinen Sinn hat“ (S. 149), erwische ich mich bei der Hoffnung, dass sich Theresa *in Wirklichkeit* nicht als Teil einer dieser Gruppen entpuppt. Und als schließlich Stefan zu verstehen gibt, Theresa sei jetzt „[e]ine Jeanne d’Arc der Querdenker*innen“ (S. 443), kann ich nur denken: Aber das ist sie doch nicht *wirklich*, das ist lediglich eine Zuschreibung von außen, oder? Dabei ist doch *alles* eine Zuschreibung von außen, Juli Zeh und Simon Urban spielen mir hier einen Streich.

Und plötzlich ist da sogar ein ganz individueller Wirklichkeitseinbruch auf der Basis einer zeitlichen Koinzidenz: In *Zwischen Welten* ist gerade Donnerstag, der 24. Februar 2022, und die Welt ist fortan eine andere: „Es ist wirklich passiert. Putin überfällt die Ukraine. Ich kann es nicht glauben“ (S. 83). Da bemerke ich, wenn auch nicht auf Anhieb und nur am Rande, dass sich heute – an dem Tag dieser meiner aktuellen Lektüre – die Kriegsberichterstattung verdichtet, und stelle erst verzögert fest, dass ich diese Zeilen ebenfalls am 24. Februar lese, zwei Jahre später, und der Krieg dauert an, jährt sich, erneut. Dieses zufällige Zu-

sammentreffen von Daten potenziert meine Betroffenheit, vervielfacht mein Unbehagen, weil die Wirklichkeit hier zweifach und in dieser Doppelung unmissverständlich und gnadenlos die Fiktion für ungültig erklärt.

Paranoia

Es ist erstaunlich, wie bereitwillig man doch annimmt, dass die Menschen, inmitten derer man sich zufällig wiederfindet, die eigene Meinung im Hinblick auf die *wichtigen* Dinge weitestgehend teilen – seien es die Personen in einem Buch, an deren Leben man für die Zeit der Lektüre teilhat, oder aber jene, mit denen man versehentlich eine Hausgemeinschaft in einem Mietshaus bildet. Menschlich kann man sich dann immer noch später unsympathisch finden.

Und dann kratzt plötzlich jemand die Aufkleber von den Briefkästen im Hausflur, die zuvor verlauten ließen: „AfD? Nein, danke!“, „Die AfD kommt mir nicht in den Kasten“, „Rote Karte für die AfD!“ und „EkelhAfD“. Mein erster naiver Gedanke: die Hausverwaltung! Mit dieser distanzlosen Maßnahme will die Hausverwaltung den Hausflur zum politikfreien Raum erklären. Doch nach Gewährwerden dieses Trugschlusses und nach Gewährwerden des Umstands, dass es sich hierbei aller Wahrscheinlichkeit nach *nicht* um einen unpolitischen Akt handelt, wird schnell deutlich, dass die Auflösung dieses Sachverhalts eine verbale Auseinandersetzung – in welcher Form auch immer – nach sich zöge. In der Tat setzt sich prompt die Gruppenchatmaschinerie in Gang, wirft Fragen danach in den digitalen Raum, ob irgendjemand irgendetwas bemerkt hätte. In Kombination mit: unterschwelligem Argwohn und Beteuerungen, nichts mit all dem zu tun zu haben.

Und so mischt sich unter die (geteilte) Empörung schlagartig auch die lähmende Gewissheit, dass es endlos viele Bausteine gibt, die, um ins Gespräch kommen zu können, auf eine ganz bestimmte Weise zusammengesetzt werden müssten, so viele polarisierende Themen, zu denen man sich positionieren muss, und dass es dabei keineswegs so zugehen würde wie bei den Tischgesellschaften, die Tolstoj vor rund 150 Jahren beschrieb: „Und da nichts einer Einigung so hinderlich ist wie eine Meinungsverschiedenheit in halb abstrakten Dingen, konnten sie sich nie einigen und hatten sich längst daran gewöhnt, über die unverbesserlichen Verirrungen des anderen zu lachen, ohne sich darüber zu ärgern“.[5]

Jetzt ist da vielmehr augenblicklich die Angst, beim Abgleich von erfolgten Positionierungen auf Abweichungen zu stoßen, und die Befürchtung, dass eine solche Abweichung nicht nur jedes unverfängliche Gespräch, sondern überhaupt *jedes* Gespräch von vornherein ausschließen würde. In der Tat bezweifle ich stark, mit Menschen, die Anti-AfD-Aufkleber von Briefkästen kratzen, ein Gespräch führen zu können. Auf sehr eindringliche Weise legt *Zwischen*

Welten Zeugnis ab von dieser gravierenden Verunsicherung, dieser Fragilität, die jedem neuen Zusammenkommen anzuhaften scheint.

Es werden also im Hausflur Aufkleber von den Briefkästen gekratzt, die zuvor verlauten ließen: „AfD? Nein, danke!“, „Die AfD kommt mir nicht in den Kasten“, „Rote Karte für die AfD!“ und „EkelhAfD“. Sie werden durch neue ersetzt, nun sind es sogar mehr Exemplare als zuvor für noch weniger AfD, jedoch werden auch diese kurze Zeit später zwar nicht entfernt, aber beschädigt, von einem Schlüssel zerkratzt, mutmaßlich, so sieht es jedenfalls aus. Sie werden ein weiteres Mal erneuert. Und nachdem man so bereitwillig angenommen hat, dass die Menschen, inmitten derer man sich zufällig wiederfindet, die eigene Meinung im Hinblick auf die *wichtigen* Dinge weitestgehend teilen, und nachdem Anti-AfD-Aufkleber von den Briefkästen im Hausflur gekratzt wurden, fragt man sich unwillkürlich, ob das nicht ein Insiderjob war. Mit voller Wucht wird mir bewusst, dass bei Weitem nicht nur fiktive Christians die AfD wählen. ●

[1] Dazu auch: „Burnout auf dem Bauernhof. Landwirte kämpfen gegen ihre Depression“ (37°, 2024), <https://www.zdf.de/dokumentation/37-grad/37-burnout-auf-dem-bauernhof-102.html> [zuletzt aufgerufen: 01.04.2024].

[2] Dazu auch Markus Söders Genderbesessenheit, die sich in Verboten entlädt: „Verbotspolitik in Bayern: Von Gender bis Cannabis“ (extra 3, 2024), https://www.ndr.de/fernsehen/sendungen/extra_3/Verbotspolitik-in-Bayern-Von-Gender-bis-Cannabis-mit-Maike-Kuehl-und-Maxi-Schafroth,extra22308.html [zuletzt aufgerufen: 01.04.2024].

[3] Siegfried Kracauer (1979): *Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit* [1960] (3. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 11.

[4] Simon Urban (2007): „Immerhin habe ihr Onkel durch seine Flucht in die DDR jetzt ein eigenes Denkmal, sagte Jana Schramm“ (ZEIT online), <https://www.zeit.de/online/2007/45/peter-schramm/komplettansicht> [zuletzt aufgerufen: 01.04.2024]. In dieser Kurzgeschichte beschließt Peter Schramm, der in Kiel Flaggen für die DDR druckt, aus der Sorge heraus, durch den drohenden Untergang des Sozialismus seine lukrativste Einnahmequelle zu verlieren, mithilfe des symbolischen Akts einer Flucht in die DDR zu demonstrieren, dass es sich bei der DDR um einen Staat handelt, in den zu fliehen sich lohnt.

[5] Lew Tolstoj (2010): *Anna Karenina* [1877/1878]. Frankfurt am Main: Insel Verlag, S. 569.

Juli Zeh und Simon Urban:

Zwischen Welten

Luchterhand Literaturverlag, 2023. 448 Seiten, 24,00 €
ISBN: 978-3-630-87741-9

Erfolgreiche Anführungszeichen und eine neue Leseliste

„*Einige Herren sagten etwas dazu*“. Die Autorinnen der Gruppe 47 von Nicole Seifert

VON JOHANNA KÄSMANN

Mit einem Seufzer schlug ich vor ein paar Wochen das neue Buch „*Einige Herren sagten etwas dazu*“ von Nicole Seifert zu. Die Lektüre war alles andere als ein Vergnügen: Nach jedem Kapitel, in dem Seifert eine oder zwei Autorinnen vorstellt, von ihren ersten Lesungen vor der Gruppe 47 berichtet und ihre weiteren Lebenswege beschreibt, musste ich meine Lektüre unterbrechen. Ich schob das Buch förmlich von mir weg, denn ich las Seite um Seite von sexistischen Ausschweifungen oder öffentlichen Herabwürdigungen einiger berechnender, verletzter und zurückgewiesener Männer, die gleichzeitig diese Autorinnen eigentümlich verklärten. So häufig ich das Buch auch weglegte, ich griff doch wieder danach. Ich wollte mehr über diese Autorinnen wissen, die sich auf ganz unterschiedliche Weise zu diesen Vorgängen verhielten. Nach der Lektüre des gesamten Buchs stellte ich mir noch einmal die Frage, ob ich tatsächlich Seiferts Buch rezensieren soll. Als ich dann andere Texte aus dem Feuilleton über dieses Buch las, verstärkte sich mein Eindruck, vielleicht eine falsche Wahl getroffen zu haben.

Mit großer Begeisterung hatte ich Seiferts 2021 erschienenes Werk *Frauenliteratur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt* gelesen, in dem sie patriarchale Kanonbildung innerhalb des deutsch- und englischsprachigen Literaturbetriebs betrachtet, eine Linie vom 10. Jahrhundert bis in die Gegenwart zieht und eine weitreichende Misogynie in der Literaturwelt aufzeigt. Zwischen persönlichen Leseindrücken, Statistiken über Veröffentlichungsraten verschiedener Autorinnen und Auszügen aus Rezensionen benennt Seifert Texte von Autorinnen, die mir in meinem Literaturstudium zuvor nicht begegnet sind. *Frauenliteratur* wies mir blinde Flecken in meiner Lektüre aus. Die Einschätzung, ich sei eine aufmerksame Leserin, die sich solcher Kanonisierungsprozesse bewusst ist und gezielt dagegen zu arbeiten versucht, musste ich nach den ersten Seiten revidieren. Seiferts Buch weckte bei mir sofort die Motivation, die versäumte Lektüre nachzuholen und auszuweiten. Wie eine längst überfällige Aufgabe las ich die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* von Sophie von La Roche, *Wilde Rosen* von Louise Aston, *The Yellow Wallpaper* von Charlotte Perkins Gilman, *Briefe nach Hause* von Sylvia Plath, *Verführungen* von Marlene Streeruwitz, *Their Eyes Were Watching God* von Zora Neale Hurston und *Sommerhaus, später* von Judith Hermann. Als ich im Feuilleton die Ankündigung las, dass sich Seifert in ihrem neuen Buch mit der Gruppe 47 auseinandergesetzt hat, war mein Interesse daher sofort geweckt.

Bevor ich nun zu Seiferts zweitem Buch komme, sollte

ich zunächst eine Klärung vorausschicken, damit ich nicht missverstanden werde: Meine Frustration wurde keineswegs von Seifert selbst oder ihrem neuesten Werk verursacht, sie bezog sich vielmehr auf das, was mit Diskriminierungsprozessen und deren Aufzeigen zwangsläufig einhergeht. In „*Einige Herren sagten etwas dazu*“ stellt Seifert 17 Autorinnen vor und berichtet von deren ersten Lesungen sowie den Reaktionen der überwiegend männlichen Zuhörer während der Tagungen der Gruppe 47. Neben Ingeborg Bachmann und Ilse Aichinger, den berühmtesten Nachkriegsautorinnen, widmet sich Seifert – um hier einmal alle vergessenen und verdrängten Frauen zu nennen – Ruth Rehmann, Ingrid Bachér, Ilse Schneider-Lengyel, Ingeborg Drewitz, Barbara König, Gabriele Wohmann, Gisela Elsner, Christine Koschel, Christa Reinig, Griseldis L. Fleming, Helga M. Novak, Elisabeth Borchers, Elisabeth Plessen, Barbara Frischmuth und Renate Rasp. Diese Frauen wagten in der Gruppe 47 häufig ihre ersten Schritte als Schriftstellerinnen, die Reaktionen der männlichen Kollegen waren jedoch alles andere als ermutigend. Einerseits wurden die literarischen Texte als nichtssagend und naiv diskreditiert und häufig mit dem für sie unliebsamen Etikett ‚Frauenliteratur‘ versehen, andererseits wurden die Autorinnen als geheimnisvolle, anziehende und übernatürliche Wesen sexualisiert, mystifiziert oder dämonisiert. Zwischen vernichtender Kritik und maßloser Überhöhung ihrer Person konnten die Autorinnen in vielen Fällen nie die Rolle einer gleichwertigen Kollegin einnehmen.

Doch möchte ich einen besonders eindrücklichen Fall herausgreifen – eindrücklich auch deshalb, weil viele der von Seifert geschilderten Prozesse nun auch sie selbst in der Besprechung ihres Buches ereilen. Neben Günter Eich, Heinrich Böll, Martin Walser oder Günter Grass nahm Hans Werner Richter eine zentrale Rolle innerhalb der Gruppe 47 ein. Es war vor allem sein Verdienst, dass sie die Nachkriegsliteratur maßgeblich prägte. Er organisierte die Tagungen und lud Schriftstellerinnen und Kritikerinnen ein: Einerseits ermöglichte er Neulingen den Zugang zur Gruppe, andererseits konnte er ihnen diesen auch verbauen. Seine Urteile über Autorinnen hatten also Gewicht. In *Im Etablissement der Schmetterlinge* schrieb er über König, als er sie auf der Tagung in Inzigkofen zum ersten Mal sah und es eine Auseinandersetzung mit anderen Teilnehmern gab, die weniger an ihrer Literatur, vielmehr an ihrer Person interessiert waren: „Mein erster Eindruck bestätigte sich, sie war eine Schlange, die sich nun als Katze entpuppte, eine Katze,

deren Krallen man aus dem Weg gehen mußte. Sie war mit ihrer Geschichte [...] nicht sonderlich gut angekommen, und jetzt rächte sie sich an jenen, die sich dazu abfällig geäußert hatten.“ (Richter 1986: S. 194) Ebenso beschrieb er Aichinger als „eine schöne Frau, die einige meiner Tagungsteilnehmer so stark anzog, daß sie ganz außer sich gerieten und für meine Begriffe ein wenig die Kontenance verloren.“ (Ebd., S. 7) Über Bachmann sagt er: „Als ich sie zum erstenmal sah, ist sie mir nicht einmal aufgefallen, sie war für mich irgendein junges Mädchen, apart vielleicht, nicht besonders hübsch, schüchtern, still und schweigsam. Sie fiel mir nicht auf, ja, ich beachtete sie kaum, sie saß auf einem Sofa in Ilse Aichingers Wohnung in Wien und hörte uns zu [...]“. (Ebd., S. 52) Später stellt er klar: „Ja, ihre Hilflosigkeit, von der viele glaubten, sie sei nur vorgetäuscht. Nein, sie war es wohl nicht.“ (Ebd., S. 57)

Und schon entsteht das Problem, das solchen sexistischen Verhaltensweisen immanent ist. Um die Diskriminierung männlicher Urteile herauszustellen, muss Seifert sie – zwar unter Ausweisung der Misogynie und dadurch



gebrochen, aber dennoch vielumfänglich – reproduzieren. Selbst wenn ich drei willkürlich ausgewählte Äußerungen von Richter anführe und damit nur eine kleine Auswahl der vielen im Buch gesammelten Sprüche einiger Männer herausgreife, geschieht etwas, das kontraproduktiv erscheint und Seifert zum Ende hin ebenfalls bemerkt: „Die tatsächlichen Autorinnen bleiben vollständig verdeckt durch das beschränkte kulturelle Bildrepertoire des Weiblichen. Für Spezifisches, für gebrochene Bilder, für reale Frauen wurde in den Texten, die Männer über die Autorinnen der Gruppe 47 verfassten, kein Raum geschaffen.“ (Seifert 2024: S. 263)

Vermutlich möchte ich den zweiten Schritt vor dem ersten tun und die Texte der Autorinnen ohne diese Zuschreibungen lesen und diskutieren, doch würde man diese vergessenen Texte nicht ohne Weiteres finden. Ich bin bei

meiner Lektüre zu ungeduldig oder übereilt, Seifert ist es gewiss nicht. Der Erfolg ihres Buches liegt – wie auch schon in ihrem Erstlingswerk – im effektvollen Markieren und Herausstellen von Diskriminierungsprozessen innerhalb des Literaturbetriebs, was sich auch typografisch äußert. Während das erste Buch mit der Durchstreichung von ‚Frauen‘ in der häufig gebrauchten Kategorie der ‚Frauenliteratur‘ arbeitet und Seifert die Texte von Schriftstellerinnen damit auf eine allgemeinere Ebene hebt, agieren in ihrem zweiten Buch die Anführungszeichen auf ähnliche Weise. Männliche Stimmen aus der Gruppe 47 und dem Feuilleton werden als Personenrede angezeigt und nicht als präskriptiv begriffen, sondern als das, was sie sind: Stimmen unter vielen, sehr mächtige zwar, aber doch individuelle, von eigenen Interessen gelenkte und patriarchal geprägte. Man kann sich darüber ärgern oder frustriert sein, aber um weibliche Stimmen innerhalb eines patriarchal geprägten Systems Gehör zu verschaffen, muss man erst männliche Stimmen aufzeigen und sie entlarven. Demnach muss man sich erst mit den Autoren und ihren Urteilen beschäftigen, um überhaupt an die Autorinnen und ihre Texte heranzukommen. So ist das Motto, das Seifert ihrem Buch voranstellt, ein Zitat aus Jia Tolentinos *Trick Mirror*: „Die Geschichte einer Frau umzuschreiben, erfordert zwangsläufig die Auseinandersetzung mit den männlichen Vorgaben, die sie zuvor definiert haben. [...] Im Zuge dieses Prozesses mag man seiner Opposition unabsichtlich Gehör verschaffen.“ (Seifert 2024: S. 5)

Fast als Bestätigung für Seiferts ausgewiesene Struktur lassen sich die längeren Erwidern der Hans-Werner-Richter-Stiftung lesen, die sich gegen Seiferts Kritik an Richter zur Wehr setzen. Die Stiftung performiert geradezu die Aktualität der im Buch benannten Mechanismen, ohne dass sie es selbst bemerkt. So konstatiert Richters Großnichte, Mercedes Gundermann: „Wenn man jemanden menschlich so derart angreift, sollte man natürlich auch dessen Schaffen und Hintergründe darlegen. Andernfalls wirkt auch das unausgegoren und widersprüchlich.“ (Gundermann 2024: S. 1) Zudem führt die Stiftung einen scheinbaren ‚Autoritätsbeweis‘ einer der Autorinnen aus der Gruppe 47 an. Bachér, die auch im Buch thematisiert wird, bemerkt in einem Interview zu Seifert: „Wir kamen zusammen, um über Literatur zu reden. [...] Doch das kann die Autorin nicht erfassen, weil sie von der festgesetzten Vorstellung ausgeht, dass wir Autorinnen nicht gleichbehandelt wurden und sie darum kämpferisch Partei für die ergreifen kann, die sich nicht zum großen Erfolg bringen konnten.“ (Bachér 2024) Besonders eklatant ist der Verweis der Stiftung auf die fragwürdige Rezension von Gerhard Köpf, die er folgendermaßen einleitet: „So entstand eine Publikation, die sich zwar perfekt an das Denunziations- und Entrüstungsklima eines moralistischen Zeitgeistes anschmiegt, dabei aber [...] schlampig arbeitet und verfälscht und somit der Sache mehr schadet als nützt.“ (Gerhard Köpf 2024) Es sei darauf

hingewiesen, dass Seifert viele Auszüge aus Tagebüchern, Briefen, Berichten und Rezensionen zitiert, die sie in ihren 60-seitigen Anmerkungen aufführt und daraus ein ziemlich eindeutiges Bild entwickelt. Alle Zitate von Richter, die hier zitiert sind, wurden durch ihre Verweise aufgefunden und deren Kontexte überprüft.

Natürlich bin ich jetzt versucht, auf diese Bemerkungen weiter zu reagieren, doch vermutlich würde sich die Spirale immer weiterdrehen und nur wenig zum Vorhaben Seiferts beitragen. So lasse ich die verschiedenen Reden sowohl innerhalb als auch außerhalb des Buches stehen, unterstreiche aber noch einmal die Anführungszeichen, die auf verschiedene Sprecher:innen mit ihren unterschiedlichen Prägungen und Interessen verweisen. Das Resultat ist jedoch das gleiche wie zuvor: Die Autorinnen der Gruppe 47 und ihre Texte werden wieder von solchen Diskussionen verdeckt. Um dieser Spirale in gewisser Hinsicht zu entkommen, hier nun zum Schluss ein paar Titel für eine neue Leseliste der Autorinnen aus der Gruppe 47: *Der Mann auf der Kanzel* von Ruth Rehmann, *Lasse Lar oder Die Kinderinsel* von Ingrid Bachér, *Spielplatz und Wüste* von Ilse Schneider-Lengyel, *Die größere Hoffnung*, *Der Gefesselte* oder *Spiegelgeschichte* von Ilse Aichinger, *Die gestundete Zeit*, *Anrufung des großen Bären* oder *Kriegstagebuch* von Ingeborg Bachmann, *Gestern war Heute* oder *Eis auf der Elbe* von Ingeborg Drewitz, *Die Personenperson* von Barbara König, *Jetzt und nie* von Gabriele Wohmann, *Die Riesenzwerge* von Gisela Elsner, *Den Windschädel tragen* von Christine Koschel, *Entmannung* von Christa Reinig, *Donna* von Griseldis L. Fleming, *Ballade von der reisenden Anna* von Helga M. Novak, *Nicht zur Veröffentlichung bestimmt* von Elisabeth Borchers, *Mitteilung an den Adel* von Elisabeth Plessen, *Die Klosterschule* von Barbara Frischmuth und *Ein ungeratener Sohn* von Renate Rasp. ●

Weitere Quellen:

- Hans Werner Richter: Im Etablissement der Schmetterlinge. Einundzwanzig Portraits aus der Gruppe 47, 2. Auflage, Berlin 1986.
- Mercedes Gundermann: Annotation zu Nicole Seiferts Buch „Einige Herren sagten etwas dazu“, Kiepenheuer & Witsch 2024, unter: <https://richter-stiftung.uni-greifswald.de/wp-content/uploads/2024/02/Annotation-zu-Nicole-Seiferts-Buch-Einige-Herren-sagten-etwas-dazu.pdf>, zuletzt abgerufen am 11.05.2024.
- Ingrid Bachér: „Wir waren keine Opfer“, unter: <https://richter-stiftung.uni-greifswald.de/wp-content/uploads/2024/03/Interview-Ingrid-Bacher.pdf>, zuletzt abgerufen am 11.05.2024.
- Gerhard Köpf: Wie plündernde Soldaten. In: Manova. Unter: <https://www.manova.news/artikel/wie-pluendernde-soldaten>, zuletzt abgerufen am 11.05.2024.

Nicole Seifert:

„Einige Herren sagten etwas dazu“. Die Autorinnen der Gruppe 47
Kiepenheuer & Witsch, 2024. 352 Seiten, 24,00 €
ISBN: 978-3-462-00353-6

Im Tempel

Von Wolfgang Struck

Ein Tempel also soll sie sein, die Literatur, und dann auch noch ein Orakel, vorsichtig entsakralisiert. Angesiedelt „genau auf der Schnittstelle von Netz, Print und Sprachkunst“. Niederschwellig soll er sein, der Eingang in den Tempel, keine „Deutungsmacht“ soll den Neugierigen entgegentreten, „sondern einzig und allein die Vertiefung. Das Lesen, allein oder im Kollektiv, das laute Lesen und das leise, das sukzessive Verstehen, das Lernen, die Akzeptanz des Nichtverständnisses. Demut kann nämlich ziemlich hot sein, solange sie uns einvernehmlich in die Knie zwingt. Die Tore stehen offen. Man muss sich nur trauen, den ersten Fuß über die Schwelle zu setzen – ins Ungewisse.“

So schreiben es Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah, Miryam Schellbach und Enrico Ippolito in der Einleitung zu einem Büchlein, das sich als Begleiter anbietet auf diesem Weg über die Schwelle: *Delfi. Magazin für neue Literatur*. Nichts irgendwie Digitales drängt sich hier auf, kein Blog und kein BookTok, kein angeblich soziales Medium, sondern, durchaus überraschend, ein Heft, für das man sich zu einem Kiosk, in einen Buchladen, eine Bibliothek bewegen muss. Stilvoll gestaltet, auf hochwertigem Papier gedruckt und in vornehmen Karton gebunden, soll es nun zweimal jährlich erscheinen. Und dass es das im Ullstein-Verlag tut, könnte für einen einigermaßen langen Atem sprechen. Das Inhaltsverzeichnis sortiert überraschend konservativ nach den gängigen Genres Prosa, Lyrik, Interview und Comic, auch die Dramatik soll in kommenden Heften vertreten sein; neben deutschsprachigen Erstveröffentlichungen gibt es Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Russischen. Getrennt werden die Texte durch Blätter auf stärkerem Papier in einem satten Grün, die – sicher nicht zufällig – an die legendäre Edition Suhrkamp erinnern. Ich bin gespannt, ob auch deren Regenbogen-Prinzip weiterverfolgt wird – und ob sich dann das nächste Heft in sanfterem Türkis präsentiert oder gleich in leuchtendem Blau der Pride Flag.

lebt in Berlin

Jedenfalls ist der erste Text, Olivia Wenzels Erzählung *Das kleine Schwarze, das große Weiße, die Nacht dazwischen*, adressiert an Leser:innen, denen erklärt werden muss: „Das ‚kleine Schwarze‘ ist ein Kleid, das bis heute im Hetero-Mainstream als verführerisch gilt“. Das Bedürfnis, sich abzugrenzen gegenüber dem, was als Mainstream gilt, ist, so mein erster Eindruck, eine Grundtendenz vieler Texte. Ocean Vuongs Gedicht *An meinen Hund Tofu während des*

Blizzards vom 18. Dezember 2020 fragt schauernd, ob es etwas geben könnte, das eine-n „Beinahe zum Hetero machen könnte. Nur so zum Spaß“. Der Spaß aber hört für die meisten Autor:innen auf, wenn es um das Verhältnis marginalisierter Identitäten zum Mainstream geht. *Das kleine Schwarze...* thematisiert das. Wenn der vermeintlich „lustige, kluge, woke, unsäglich empathische und eloquente“, aber eben auch weiße Mann sich als mieser Vergewaltiger entpuppt, der letztlich nur die Schwarze Frau dominieren will, dann stellt sich nicht nur die Frage, ob man ihn und seinesgleichen in der Community „canceln“ kann und soll, sondern ob „interracial sex“ grundsätzlich nicht geht. Ob man/frau nicht lieber ‚unter sich‘ bleiben sollte. Die Überlegung, dass auch eine solche Konsequenz einem zu stark verallgemeinernden „Narrativ“ verfallen sein könnte, scheint zwar auf, wird aber letztlich doch zurückgewiesen. Auch Evan Tepests teilweise herrlich schräge *lesbische Wallfahrt* durch Italien (*The mountains so vast*) ist von einem Bemühen geprägt, die ‚falschen‘ Leser:innen außen vor zu lassen, was manchmal etwas anstrengend wirkt. Und auch ein wenig deprimierend, zeigt es doch, dass das Bemühen, den Tempel an einer Stelle zu öffnen, ihn anderswo auch wieder verschließt. Wer sich nicht ein wenig in Berlin auskennt, und im Umfeld von classen Verlag und Missy Magazin, denen viele der Beiträger:innen verbunden sind, kann – und soll – sich schnell etwas verloren fühlen.

Nachtwachen

Aus einem ganz anderen Kreis stammt der im Senegal aufgewachsene, in Paris lebende Mohamed Mbougar Sarr (obwohl auch er in Berlin kein Unbekannter ist, spätestens seit er im September 2023 den vom Haus der Kulturen der Welt verliehenen Internationalen Literaturpreis entgegengenommen hat). Seine Erzählung *Der Laderaum* beginnt in einer fernen Sommernacht: „Die Nacht war hell: eine jener Sommernächte, deren Milde nicht dazu angetan war, in den Häusern zu bleiben, auf denen noch die drückende Hitze des Tages lastete“. Schon mehrere solcher Nächte haben zwei Menschen, ein alter und ein junger, schweigend nebeneinandersitzend vor einem der Häuser verbracht. Eingestimmt durch die vorangehenden Erzählungen, die nach Mesopotamien, Albanien, Armenien geführt haben, stelle ich mir auch diese beiden Nachtwachenden unter einem ‚südlicheren‘, vielleicht auch weit im ‚globalen Süden‘ liegenden Sternenhimmel vor, wo sich in jenen „in tiefer Stille“ verbrachten „Nachtwachen“ „dem Menschen

die Wahrheit, die Schönheit und das Mysterium der Welt“ offenbaren könnte. Als dann jedoch eines Nachts der Alte doch zu erzählen beginnt, ahnt und begreift man schließlich, dass Sarr uns ins Herz der Finsternis gestoßen hat, das schon bei Joseph Conrad nicht am Kongo, sondern an der Themse liegt, in der Metropole eines kolonialisierenden Empires. Die Familie des Alten ist im transatlantischen Sklavenhandel zu Wohlstand gekommen, und auch er hat dort als junger Mann Abenteuer, Glück und Reichtum gesucht. Als Arzt auf einem Sklaventransporter erlebt er das Grauen, das die Leser-innen ebenso unvorbereitet trifft und schockiert wie den Protagonisten, der zu spät begreift, welch einem Projekt er sich verschrieben hat. Aber die kurze Erzählung lässt die afrikanischen Männer, Frauen und Kinder, die unter unvorstellbaren Bedingungen vegetieren und sterben, nicht nur als Opfer erscheinen. Es gibt einen Moment, in dem sie sich, wortwörtlich, aus dem Grauen erheben: „sie standen auf, als wären sie ein einziger Mensch, und umzingelten uns. Sie sagten kein Wort, es lag keine Feindseligkeit in ihrem Tun. Sie standen einfach gemeinsam auf unter lautem Scheppern der Ketten, das verstummte, sobald sie sich aufgerichtet hatten.“ Und dann singen sie, erst einzeln, dann alle zusammen, überirdisch, poetisch. Nur wenige Minuten dauert diese Verwandlung, in der aus dem Kerker ein Tempel wird, dann ist alles wie zuvor. Ein kurzer Moment der Utopie, der aus der Geschichte herausfällt. Aber ein Moment des Empowerments, in dem sich die ganze Kraft eines Afrofuturismus zusammenballt, der sich aus der Opferrolle befreit.

Bemerkenswert ist auch, wie hier ein Schwarzer Autor einen weißen Erzähler erschafft, den er dann aber nicht denunziert, sondern dem er die Sensibilität zuschreibt, als einziger Weißer auf dem Schiff an dieser Utopie teilzuhaben, zumindest so weit, dass diese Erfahrung sein ganzes weiteres Leben bestimmt. Seinen Traum von Abenteuer und Reichtum gibt er auf, um als bescheidener Landarzt in der (in irgendeiner) Provinz zu leben. Er ist *der Mensch*, dem sich in dem kurzen Moment „die Wahrheit, die Schönheit und das Mysterium der Welt“ offenbart hat, die er jetzt Nacht für Nacht wiederzufinden sucht. Stellt man sich diese Konstellation umgekehrt vor, wäre es also ein-e weiße-r Autor-in, der-die diese Situation imaginieren würde, dann wäre das unter den identitätspolitischen Vorgaben, denen nicht wenige Autor-innen von *Delfi* verpflichtet sind, ein heikles Unterfangen. Sarr hat bereits in seinem vorangegangenen Roman *La plus secrète mémoire des hommes* (2021, dt. *Die geheimste Erinnerung der Menschen*, 2022) das gar nicht spielerische Spiel mit marginalisierten Stimmen souverän durchgespielt. Auch hier steht am Beginn ein Tempel: „Son livre tenait de la cathédrale et de l’arène“, sagt der Protagonist über einen bewunderten, an Yambo Ouologuem erinnernden Autor, der in Europa zum Schweigen gebracht und vergessen, aber gerade damit zum Vorbild einer ganzen

Generation afrikanischer Schriftsteller-innen geworden war. Wer eintritt in die Kathedrale/Arena, riskiert es, am Ende im eigenen Blut zu knien („nous y entrons comme au tombeau d’un dieu et y finissons agenouillés dans notre sang“). Das ist es, was der Erzähler von *Der Laderaum* erfährt: Er hat nicht nur Schuld auf sich geladen, sondern etwas erlebt, das zugleich für immer für ihn verloren ist, verstellt durch eine Aufklärung, die zugleich mit *dem Menschen* die Rassen erfunden hat. Ganz ähnlich handelt *La plus secrète mémoire des hommes* nicht nur von der Suche nach einem verlorenen literarischen Werk, sondern auch vom Schicksal eines Schwarzen Autors in einem *weißen* Literaturbetrieb. Gefangen in rassistischen Stereotypen, zerstört dieser Betrieb Werk und Autor und beraubt sich damit selbst der Erinnerung an das Versprechen, das mit der Erfindung des Menschen hätte verknüpft sein können. Aber, darin besteht die durchaus pathetische Botschaft Sarrs an seine weißen Leser-innen, es gibt eine Literatur, die an den Verlust (wenn schon nicht an das Verlorene) zu erinnern vermag.

Vor allem aber in ihrer thematischen Wucht und in ihrer Sprachgewalt, die auch in der hervorragenden Übersetzung von Holger Fock und Sabine Müller spürbar bleibt, schafft Sarrs kurze Erzählung eine Fallhöhe, die zumindest einigen der anderen Texte nicht unbedingt bekommt. Irgendwie erscheinen lesbische Wallfahrten als (schreibende) Therapie von Schreibblockaden, richtige oder falsche *wokeness* und die Verwerfungen von „interracial sex“ im heutigen Berlin danach doch eher (zu) harmlos. Auch wenn das sicher unfair gegenüber den Texten von Wenzel und Tepest ist, bleibt der Eindruck, dass gerade dem allzu ausgestellten Bemühen um kosmopolitische Urbanität („lebt in Berlin und New York“) etwas sehr Provinzielles anhaftet.

Abwarten, wer sturer ist

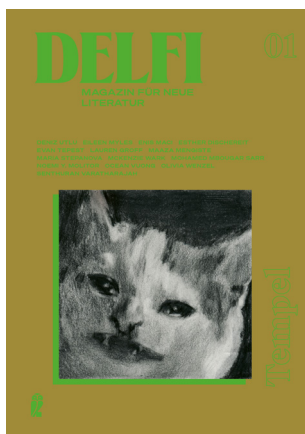
Jedenfalls haben mich die Geschichten, die weit aus dem Berliner Mikrokosmos herausführen, am meisten beeindruckt, neben *Der Laderaum* auch Maria Stepanovas *Geschichte einer Visite*, die ebenfalls ins Herz eines dunklen Imperiums führt. 1972 reist die amerikanische Journalistin und Schriftstellerin Martha Gellhorn nach Moskau, um dort die Schriftstellerin Nadeshda Jakowlewna Mandelstam zu treffen (nachzulesen ist der Bericht Gellhorns in *Reisen mit mir und einem Anderen, Fünf Höllenfahrten*, erschienen 2011 im Dörlemann-Verlag). Auch das könnte ein Moment des Empowerments sein, treffen doch hier zwei Schriftstellerinnen aufeinander, die, trotz jeweils beeindruckender eigener Werke (etwa Mandelstams Erinnerungen *Abwarten, wer sturer ist*), im Literaturbetrieb vor allem als Ehefrauen wahrgenommen werden: Gellhorn war kurzzeitig mit Ernest Hemingway verheiratet, Mandelstam sah sich selbst in erster Linie als Nachlassverwalterin von Ossip Mandelstam. Aber so wie Stepanova die Begegnung aus Quellen

rekonstruiert oder doch besser: imaginiert, scheinen die beiden nicht so recht etwas miteinander anfangen zu können. Mandelstam, so resümiert sie, habe nie etwas von dem Text erfahren, den Gellhorn Jahre später über die Begegnung – und über ein Moskau, das ihr so fremd blieb wie das Schicksal sowjetischer Intellektueller in der Stalin-Ära – geschrieben hat, „aber es freute sie, dass Hemingways Frau ihr einen Besuch abgestattet hatte“.

Dass ich mich mit den drei unter Lyrik gelisteten Texten eher schwertue, liegt wohl an einem grundsätzlich etwas gestörten Verhältnis, das ich zu zeitgenössischer Lyrik habe. Aber angesichts der vermeintlich subjektivsten Form literarischen Schreibens darf vielleicht auch das Urteil subjektiv sein: Mein Verhältnis zu Hunden ist vielleicht noch gestörter als das zu zeitgenössischer Lyrik, daher habe ich Ocean Vuongs Ode *An meinen Hund Tofu während des Blizzards vom 18. Dezember 2020* überblättert (um dann doch an der gerade noch abgewendeten Verwandlung zum Hetero hängenzubleiben).

Den Comic *Hedwig & Inch in: if these owls could talk 2* fand ich witzig, als gleichsam doppeltes Remake, in dem zwei völlig unterschiedliche ‚Vorlagen‘ miteinander verschmelzen: *Hedwig and the Angry Inch* mit dem Athene-Mythos zu kreuzen, ist gewitzt. Die *angry Inch* ist hier nicht das übriggebliebene, rebellierende Stück Männlichkeit im/am weiblichen Transkörper, sondern eine Eule, die sich nicht nach Athen tragen lässt. Stattdessen wird sie der – folgt man der großartigen Athene-Szene in Madeline Millers *Circe* – in der Regel schlechtgelaunten Göttin von einem abgelenkten Waffenschmied statt des Kriegerinnenhelms implementiert. So reime ich mir das jedenfalls zusammen, habe aber das Gefühl, mangels kultureller Kompetenz die eigentliche Pointe verpasst zu haben. Aber da befinde ich mich in guter Gesellschaft. Hedwig: „Verstehst du das!?“ – Inch: „Nee, aber ich find’s witzig.“ ●

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah,
Miryam Schellbach, Enrico Ippolito (Hrsg.):
Delfi Tempel (Delfi 1)
Claassen, 2023. 152 Seiten, 15,00 €
ISBN: 978-3-546-10090-8



„Noch Frischfleisch auf dem Markt“ Ein Nachtrag zur zweiten Ausgabe von *Delfi*

VON FELIX HAENLEIN

Auch mit der zweiten Ausgabe ist die Form der gedruckten Literaturzeitschrift noch irgendwie altmodisch. Aber genauso wunderbar ist es auch noch immer, dass es *Delfi* gibt. Die Vieltimmigkeit der ersten Ausgabe ist in der zweiten wieder in ganz unterschiedlichen literarischen Formen zu lesen. Darin liegt ihr Reiz auch für Vielleserinnen und Kennerinnen des aktuellen Buchmarktes. Denn tatsächlich sind es wohl gar nicht so wenige, die mit moderner Lyrik normalerweise keine Berührungspunkte haben. Oder die dicke Romane immer nur dann lesen, wenn schon von vornherein klar ist, dass es sich lohnen wird. Die Zeitschriftentexte bieten einen kurzweiligen und vielfältigen Einblick in neue Literaturen, wie er sonst nur mit viel Arbeit und tiefem Graben in Bergen von Neuerscheinungen zu haben ist. Dass die Herausgeberinnen von *Delfi* diese Arbeit für ihre Leserinnen übernehmen, ist, neben den vielen schönen Texten, der größte Pluspunkt dieser Veröffentlichung. Nun ist die zweite Ausgabe zwar doch nicht auch grün, sondern lila und grau und mit dieser sakralen Farbkombination wohl noch sehr nah am Tempel der ersten Ausgabe, allerdings ist das ‚Fleisch‘, das in dieser zweiten Ausgabe beschworen wird, auch genau dort zu finden – nämlich als Opfergabe. Eine solche findet sich nicht zuletzt im materiellen Konzept von *Delfi*, im großzügigen, fast schon verschwenderischen Umgang mit Papier. Nichts zu verschwenden gibt es allerdings in einem der erzählerischen Highlights dieser Ausgabe: Sayaka Muratas *Unschädliche Lebewesen* (übersetzt von Ursula Gräfe). Die Protagonistinnen leben in einer streng reglementierten Gemeinschaft, in der das „Fleisch“ zentral zugeteilt wird. Irgendwann erkennt eine Gruppe unter ihnen, dass das verschwenderische Leben der Menschen nie wirklich unschädlich sein kann, und kommt zum konsequenten Schluss: Die Menschheit muss ausgelöscht werden. Kein Fleisch mehr, das eigene Fleisch wird geopfert zum Wohle – ja, von wem oder was? – einer Welt ohne Menschen jedenfalls. „Delfi ist noch Frischfleisch auf dem Markt der Buchstaben-

verbindungen“, heißt es im Editorial. Hoffentlich erweist sich dieser Vergleich als falsch und dieses Projekt als ein nachhaltiges. ●

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah, Enrico Ippolito, Miryam Schellbach (Hrsg.)
Delfi Fleisch (Delfi 2)
Claassen, 2024. 152 Seiten,
15,00 €
ISBN: 978-3-546-10092-2



Zusammenkommen im Zeichen der Ausgrenzung

Ein Blick auf eine Fotografie aus dem Bestand der Friedenstein Stiftung Gotha

VON NADINE FECHNER

Königskette, Faltfächer und ... Fotografien? – Zugegeben, Fotografien sind wohl nicht die ersten Objekte, die einem in den Sinn kommen, wenn man an das frühbarocke Schloss Friedenstein und dessen sehr umfangreiche, über Jahrhunderte hinweg angelegte Sammlung denkt. Hinter den Türen hoher, stahlgrauer Aktenschränke verwahrt die Friedenstein Stiftung Gotha jedoch einen vielfältigen und überaus interessanten fotografischen Bestand im gut klimatisierten Depot. Da dessen Tiefenerschließung und Zugänglichmachung für ein breites Publikum bisher noch ausstehen, ist er kaum bekannt. Glücklicherweise ist die Digitalisierung dieser empfindlichen Bilder gerade in vollem Gange. Bereits 2025 soll ein Teil der Fotografien online und in einer kostenfreien App einsehbar sein.

Möglicherweise befinden sich dann unter den veröffentlichten Objekten bereits Aufnahmen, die einen Eindruck davon vermitteln, wie facettenreich unter anderem das Thema des *Zusammenkommens* in der Fotothek sowohl auf Aufnahmen professioneller Fotograf:innen als auch auf Schnapshots von Privatpersonen repräsentiert ist. Die große Bandbreite allein der fröhlichen Anlässe reicht dabei beispielsweise von einer Momentaufnahme eines lässig auf einer Balustrade sitzenden, sich angeregt unterhaltenden Mannes im Sträflingskostüm auf einer Faschingsveranstaltung der 1990er Jahre bis hin zur Dokumentation einer Menschenmenge, die 1905 vor dem über und über mit Girlanden verzierten Cranach-Haus in Gotha den einziehenden Fürsten in Empfang nimmt. Hinzu kommen Wohnbezirks-, Trachten-, Volks- und Weihnachtsfeste sowie Schuleinführungen und verschiedenste Jubiläen unterschiedlichster Epochen, um nur eine kleine Auswahl der dort auffindbaren Veranstaltungsaufnahmen zu nennen.

Beim Anblick einiger dieser fotografischen Zeitzeugnisse hat das abgebildete gesellige Beisammensein jedoch einen sehr bitteren Beigeschmack. Eine Schwarz-Weiß-Aufnahme mit ausgestanztem, weißem Büttensrand ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Schnell wird deutlich, welche Veranstaltung die zahlreichen Menschen in Gothas Innenstadt gelockt hat: Ein Faschingsumzug zieht durch die Straßen. Die Kamera wurde so positioniert, dass der Blick auf einen Teil des Myconiusplatzes und weiter entlang der in Richtung des Hauptmarktes führenden Augustinerstraße fällt. Die Sicht in die Ferne wird allerdings von dem Gebäude mit der Hausnummer 31 versperrt, dessen kleines Türmchen auch hinter den stark verzweigten, ausladenden Ästen der beiden kahlen Bäume am rechten Bildrand noch

deutlich zu identifizieren ist. Links im Hintergrund ragt der Giebel des hohen Spitzdachs der Augustinerkirche auf, der sich hier von Südwesten präsentiert. Die kopfsteingepflasterte Straße flankieren beiderseits unkostümierte und dicht gedrängt stehende Menschenmengen, wobei alle Blicke der Anwesenden auf das Treiben in der somit entstandenen Passage gerichtet sind. Im Schritttempo ziehen dort zahlreiche verkleidete Personen an dem staunenden Publikum vorbei, direkt auf die Kamera zu. Ganz hinten, in geringer Distanz zu einem vorausfahrenden und vollbesetzten Einspanner, hält sich ein Paar an den Händen, das just in dem Moment auf dem Bildträger verewigt wurde, als es gemeinsam in die Luft sprang. Vor der Kutsche, sehr zentral im Bild platziert, spazieren mit großen Schritten zwei mit Zylinder, Frack und weißen Handschuhen eingekleidete Männer. Möglicherweise halten sie Taktstöcke in ihren Händen. Die Aufschrift auf dem Wimpel, den der linke Herr gemeinsam mit einem Regenschirm vor seiner Körpermitte hält, lässt sich aufgrund der schlechten Auflösung der historischen Aufnahme nicht entschlüsseln.

Der im Vordergrund vom unteren und linken Bildrand angeschnittene Teil der Straßenbahnschienen wird von einem Paar in üppiger Kostümierung passiert. Bereits über das aus vielen verschieden gemusterten und gerafften Stoffschichten sowie Applikationen bestehende Kleid der weiblichen Person entsteht eine Verbindung zu ihrem links gehenden Begleiter, bei dem sie sich einhakt. Mit einem ebenso musterreichen Anzug, kurz geschnittenem Jackett, Krawatte und einem winzigen Hut kostümiert, blickt dieser als Einziger direkt in die Kamera. Die aufgezoogene Pappnase inmitten seines Gesichts sticht deshalb besonders hervor. Ein solches Accessoire vervollständigt, ebenso wie die Kopfbedeckung, auch die karnevalistische Verkleidung der Frau.

Der Eindruck eines eher unauffälligen Faschingszugs ändert sich schlagartig, wenn die letzte umherziehende und bisher unerwähnte Zweiergruppe in den Fokus der Betrachtung rückt. Rechts, ganz in der Nähe der beiden vermeintlichen Dirigenten, schiebt ein Kind einen Kinderwagen die Straße entlang. Es überragt die Schiebbestange nur um etwas mehr als einen Kopf. Sein Gesicht verdeckt ein Hut mit breiter, gewellter Krempe gänzlich. Begleitet wird es von einer weiteren kleinen Person, möglicherweise ebenfalls ein Kind, die einen Koffer in ihrer linken Hand trägt. Sie läuft etwas versetzt hinter dem Wagen, weshalb ein Schild ihr Gesicht verdeckt, dessen Haltestange in der Wanne des Gefährts befestigt und mit einem dunklen, an eine Art Schleier



Fotografie eines Faschingsumzuges im Nationalsozialismus aus der Fotothek der Friedenstiftung Gotha (Inv.-Nr.: 31762), Aufnahme von N. Fechner

erinnernden Stoff verziert wurde. Auf weißem Grund prangt auf der mitgeführten Tafel die in schwarzer Schrift verfasste Frage: „Wo führt der Weg nach Palästina?“

Dass die zu der Fotoaufnahme gehörige Karteikarte mit den rot unterstrichenen Schreibmaschinenschrift-Worten „Gotha – Faschingsumzug aus der Nazizeit“ zwar sehr

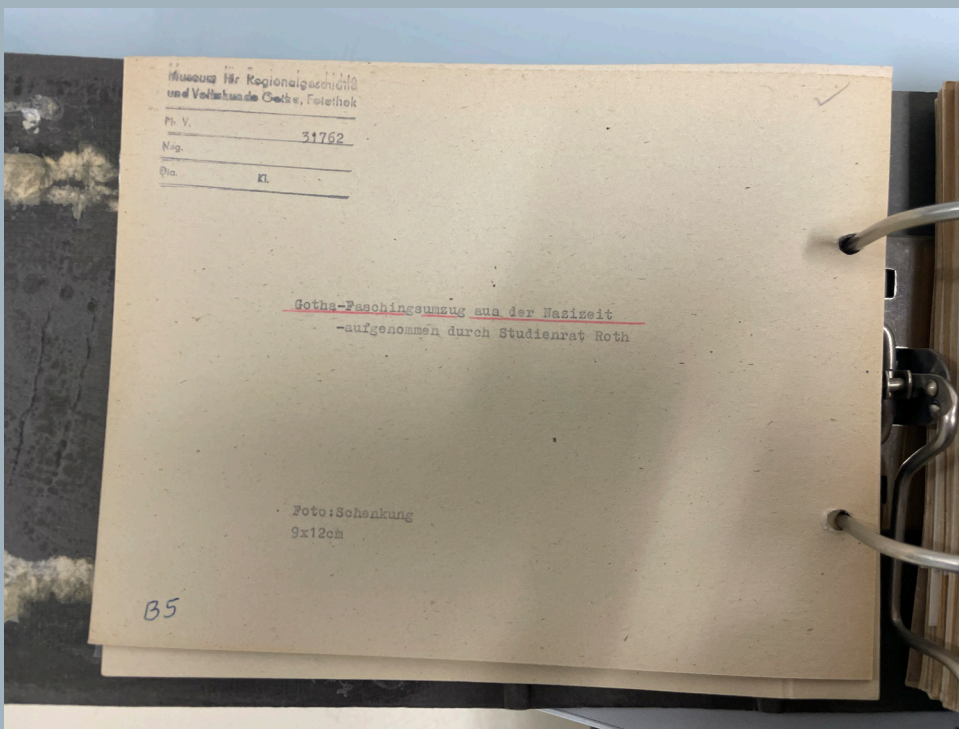
knapp, aber korrekt beschriftet wurde, steht nun zweifelsfrei fest. Mit diesem zuletzt beschriebenen antisemitischen Schaubild wurde die von den Nationalsozialisten erwünschte und erzwungene Emigration vieler Jüdinnen und Juden nach Palästina thematisiert. Trotz der vergleichsweise eher wenig aufwendigen Gestaltung dieses Umzugsmotivs tritt die ausgrenzende Symbolik allein durch den Verweis auf einen Schleier, den Reisekoffer und die eindeutige Schrifttafel deutlich hervor. Für die Vermittlung judenfeindlicher Botschaften dieser Art wurde in anderen Städten bedauerlicherweise sogar noch deutlich größerer Aufwand

betrieben. 1934 rollte der erste

bekannte antisemitische Wagen über Kölner Straßen, dem in den kommenden Jahren noch zahlreiche weitere folgen sollten.[1] Auf einem Banner an der Rückseite der Kutsche waren die Worte „Die Letzten ziehen ab“ zu lesen. Eine etwas kleinere Tafel etwas unterhalb ließ verlauten: „Mer mache nur e kleines Ausflügche nach Lichtenstein und Jaffa“.[2]

Die auf dem Anhänger stehenden Männer wollten sich unter anderem mit Kaftanen, Schläfenlocken und Papp-Hakennasen verkleidet auf stark abwertende und stereotypische Weise als orthodoxe Juden präsentieren.[3] In der NSDAP-Zeitung „Westdeutscher Beobachter“ wurde dieses Schaubild hoch gelobt.[4]

Obwohl gerade der regional oftmals sehr unterschiedlich begangene Karneval in hohem Maße mit närrischer Freiheit und antiautoritären Inhalten assoziiert wird, belegen allein die erwähnten Fotografien von Umzugsmotiven, die die jüdische Bevölkerung öffentlich diskreditierten, dass den Nationalsozialisten auch die Indienstnahme dieses Fe-



Karteikarte zu Inv.-Nr. 31762 aus der Fotothek der Friedenstiftung Gotha, Aufnahme von N. Fechner

stes für die Verbreitung ihrer Ideologie in vielen deutschen Städten gelang, wenn zum Teil auch nur durch Zwang und Ausgrenzung widerständiger Jecken.[5] Da die NS-Macht-haber vor allem Feste als geeignete Instrumente der Propaganda und Machtinszenierung sowie der Emotionalisierung der Massen erkannten, strebten sie danach, auch möglichst viel Einfluss auf die Faschingsveranstaltungen in ganz Deutschland zu nehmen. In der recht überschaubaren Anzahl an Arbeiten, in denen bereits eine Auseinandersetzung mit der Einflussnahme des NS-Regimes auf den Karneval an unterschiedlichen Orten stattgefunden hat,[6] geht diese Tatsache (neben fotografischen Zeitzeugnissen) auch aus Chroniken und Archivakten verschiedener Karnevalsvereine und anderer Institutionen hervor, die beispielsweise den Ausschluss jüdischer Mitbürgerinnen aus karnevalistischen Organisationen dokumentieren. Zudem sind zahlreiche antisemitische Karnevalslieder, Grafiken, Festwagenentwürfe und Zeitungsartikel überliefert, was zeigt, dass sich ein großer Teil der Bevölkerung durchaus bereitwillig an dieser Ausgrenzungspraktik beteiligte.

Speziell für die Stadt Gotha belegt die beschriebene Fotografie aus der Fotothek der Friedenstein Stiftung Gotha, welchen Einfluss der Nationalsozialismus auf die fünfte Jahreszeit hatte, was die Wichtigkeit einer Auseinandersetzung und Aufarbeitung dieser Thematik unterstreicht, die bisher ausgeblieben sind. Handelt es sich bei dem Bild möglicherweise um ein sehr frühes Zeugnis antisemitischer Umzugsmotive? Die NSDAP konnte in dieser thüringischen Stadt schließlich sehr früh große Erfolge verbuchen.[7] Existieren hierzu noch weitere schriftliche, fotografische und grafische Quellen in regionalen und überregionalen Sammlungen sowie Archiven, die auf eine Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus hindeuten? Wie stark war dessen Einfluss auf das närrische Festgeschehen in Gotha tatsächlich? Musste Druck auf die ortsansässigen Jecken ausgeübt werden oder unterwarfen sich die Karnevalisten freiwillig der Ideologie?

Dass bisher für viele Städte noch keine wissenschaftlichen Untersuchungen in dieser Hinsicht vorgenommen wurden, liegt sicherlich auch in der vermeintlichen Unvereinbarkeit von widerspenstigem Narrentum und regimeverherrlichendem Verhalten begründet: Das kann doch einfach nicht zusammenpassen! Die diesbezügliche wissenschaftliche Zurückhaltung ist also nicht allein ein Gothaer Phänomen. Wie gezeigt werden konnte, bereitete die Überbrückung dieser angeblichen Kluft in der NS-Zeit jedoch keine allzu großen Schwierigkeiten. Alarmierenderweise tauchen auch ganz aktuell in Karnevalsparaden wieder antisemitische Stereotype auf, die deutliche Parallelen zu den damals verbreiteten Motiven aufweisen, wie ein im Jahr 2019 durch Aalst ziehender Schauwagen bewies.[8] Zwei überdimensionale Figuren mit Bärten, Hakennasen und Schläfenlocken vor einem nachgebildeten Geldtresor sollten dort orthodoxe

Juden repräsentierten. Die Parallele zu der abschätzigen Verkleidung der Männer, die Mitte der 1930er Jahre auf dem bereits erwähnten Kölner Karnevalswagen durch die Stadt fuhren, ist unverkennbar. Dieser Fall verdeutlicht einmal mehr, dass eine wissenschaftliche Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vereinnahmung lokaler Karnevalsveranstaltungen überaus große Brisanz und Dringlichkeit besitzt. Gerade dafür bietet die Gothaer Fotothek einen guten Ausgangspunkt. Dort werden einige, zum Teil serienmäßige Fotografien von Faschingsumzügen im Nationalsozialismus verwahrt und bald auch als Digitalisate zur Verfügung gestellt, die zu einer Reflexion über ein Zusammenkommen anregen, das in dieser Zeit so stark durch Ausgrenzung definiert war. ●

[1] Dietmar, Carl / Leifeld, Marcus: *Alaaf und Heil Hitler. Karneval im Dritten Reich*, München 2010, S. 123; Leifeld, Marcus: *Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine Studie zur Interaktion von lokalen Herrschaftsträgern und Gesellschaftseliten*, Diss., Bonn 2012, S. 348; Jürgen Meyer spricht davon, dass sich bereits seit 1933 „immer häufiger Reden, Lieder und Motive von Karnevalswagen [...], die auf anbiedernde Art und Weise mit der Politik des Regimes konform gingen“, finden lassen. Ein konkretes früheres Beispiel als das des Kölner Karnevals benennt er allerdings nicht. Siehe dazu: Meyer, Jürgen: *Organisierter Karneval und „Narrenrevolte“ im Nationalsozialismus. Anmerkungen zu Schein und Sein im Kölner Karneval 1933–1935*, S. 73.

[2] In Marcus Leifelds Publikation ist eine Fotografie des erwähnten Motivwagens abgedruckt. Siehe dazu: Leifeld 2012, S. 334.

[3] Ebd., S. 334.

[4] Dietmar/Leifeld 2010, S. 123.

[5] Ebd., S. 54; Leifeld 2012, S. 356.

[6] Leifeld gibt in seiner Publikation einen Überblick über den Forschungsstand bis 2012. Siehe dazu: Leifeld 2012, S. 5–11.

[7] Matthiesen, Helge: *Das Gothaer Bürgertum und der Nationalsozialismus 1918–1930*, in: Heiden, Detlev / Mai, Gunther (Hrsg.): *Nationalsozialismus in Thüringen*, Weimar/Köln/Wien 1995, S. 97–118, hier S. 97.

[8] Fotografien des Schauwagens sind in folgenden Artikeln zu finden: <<https://taz.de/Antisemitismus-im-Karneval/!5661310/>> (letzter Abruf: 01.04.2024); <<https://vrtnews.be/p.RQejLv59M>> (letzter Abruf: 16.04.2024).

Orte des Lesens: Queeres Zentrum Erfurt Beratung, Bildung, Begegnung in Thüringen

VON SOPHIA KLEFISCH

Zusammenkommen – das Motto dieser Ausgabe wird im Queeren Zentrum Erfurt (QZEF) täglich gelebt. Diese Einrichtung ist neben der LSBTI*-Koordinierungsstelle in Jena, dem queeren Jugendzentrum QuWeer in Weimar sowie weiteren ehrenamtlichen Programmen ein Projekt des Vielfalt Leben – QueerWeg Verein für Thüringen e. V., welcher sich seit seiner Gründung für Aufklärung und Sensibilisierung der Allgemeinheit zum Thema gruppenbezogene Diskriminierung einsetzt. Dabei liegt besonderer Fokus auf der Vielfalt sexueller Orientierungen, Geschlechtsidentitäten und Beziehungsformen. Die Räumlichkeiten in Erfurt werden mit der Geschäftsstelle Erfurt von trans-inter-aktiv in Mitteldeutschland e. V. (TIAM) geteilt.

Im Gespräch mit Luna, der aktuellen Projektkoordinatorin des QZEF, wurde deutlich, wie bislang einzigartig die Zusammenstellung der Angebote dieser Einrichtung in ganz Thüringen ist. Die drei im Titel genannten Säulen des Zentrums decken verschiedene Bedarfe queerer Menschen ab: Seit der Eröffnung im September 2021 haben sich neben einem Beratungs- und Bildungsangebot durch das nachhaltige Engagement von Ehrenamtlichen auch eine Vielzahl von Begegnungsmöglichkeiten entwickelt. Personen kommen sogar von weit entfernt liegenden Teilen des Bundeslandes hierher, und das nicht nur, weil sie inhaltlich an den Angeboten interessiert sind. Sei es in der Regenbogenfamilien-Gruppe, beim Theaterspielen, oder beim gemütlichen Lese- und Begegnungscafé – Menschen suchen das QZEF auf, um weniger allein zu sein. Um Gleichgesinnte zu finden. Um einen Ort zu haben, an dem sie sich nicht erklären müssen. Um zusammenzukommen.

Das QZEF wird hauptsächlich aus Landesmitteln finanziert. Damit einher geht die Abhängigkeit eines rechtzeitigen Haushaltsbeschlusses sowie die maximale Förderlaufzeit von einem Jahr. Unsicherheiten zum Jahreswechsel, Verzögerungen und Planungsschwierigkeiten sowie befristete Arbeitsverträge sind die strukturellen Folgen. „Dieser sonst so belebte Raum war gespenstisch leer“, beschreibt Luna den Jahresbeginn, „das war ganz schön zermürbend.“ Aktuell gibt es keine alternativen Orte, an die man im Falle einer Schließung verweisen könnte; keine gesicherten Beratungsstrukturen für queere Personen überhaupt, allerdings einen sehr hohen Bedarf. Das QZEF kann diesen gegenwärtig nicht vollständig decken, besonders wenn es um mehrfach marginalisierte Personen wie z. B. queere Geflüchtete geht. Aber die Einrichtung schafft ein wertvolles Funda-

ment, auf dem andere aufbauen können, wie das hohe ehrenamtliche Engagement zeigt. Dafür muss allerdings erst einmal die Existenz dieses Ortes der Begegnung weiter gewährleistet sein.

Die Queere Bibliothek

Wie kann man Leute dazu einladen, sich mit queeren Themen zu beschäftigen oder überhaupt einen Erstkontakt zum QZEF aufzubauen? Bücher seien ein niedrigschwelliges Angebot, besonders wenn man sich noch nicht so recht traut, neue Menschen kennenzulernen, aber trotzdem das Queere Zentrum besuchen möchte, äußert sich Toni von TIAM. Gerade in ländlichen Gebieten Thüringens sei es für queere Personen immer noch schwer, Gleichgesinnte kennenzulernen, sodass Bücher dazu dienen können, neue Lebensrealitäten aufzuzeigen. Man ist nicht allein. Es geht noch anderen so wie mir. Und wenn ich den Blick von den Seiten hebe, dann sind hier auch vor Ort Menschen, die mich willkommen heißen.

Sowohl die Gründung des Zentrums als auch die Entstehung der Queeren Bibliothek, kurz QueerBib, fielen in eine Zeit, die noch stark durch die Covid-19-Pandemie eingeschränkt war. Im Herbst 2021 wurde bereits mit der Planung begonnen, aber erst im April 2022 konnten die neu bestückten Bücherschränke feierlich eingeweiht und für alle geöffnet werden. Bei einer gemütlichen Veranstaltung stellten Beteiligte ihre Lieblingsbücher vor und es wurden Passagen vorgelesen. Natürlich gab es auch genug Zeit, um durch die Regale zu stöbern. Über Literatur lässt sich gut ins Gespräch kommen. Nicht selten steht man gemeinsam mit schief gelegtem Kopf vor den Regalen, kommentiert die Auswahl und gibt sich gegenseitig Empfehlungen. Mittlerweile gibt es auch die Queere Lesegruppe, welche sich einmal im Monat im QZEF trifft und im Vorfeld angekündigte Texte bespricht.

Neben der großen Zahl an Jugendbüchern und Romanen ist der Wert von Sach- und Fachliteratur nicht zu unterschätzen. Aktuell ist Fachliteratur zu den Themen Gesundheit, Kinder- und Jugendhilfe, Beratung, geschlechtliche Vielfalt, sexuelle Orientierung und Schule ausleihbar. Selten findet man so viele queere Bücher kompakt an einem Standort und erhält die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Themen zu informieren. In Buchhandlungen sind diese nur selten spezifisch ausgeschildert und man muss

tendenziell wissen, nach welchem Titel man sucht. In der QueerBib kann man frei stöbern und sich sicher sein, dass jeweils mindestens eine Facette des LGBTQIA+ Spektrums in der ausgewählten Lektüre abgebildet sein wird. Teils sogar wortwörtlich, wenn man sich die zahlreichen fröhlich-bunten Kinderbücher anschaut, die nur zu gerne von den kleinsten QZEF-Besucher-innen aus dem untersten Regalfach gezogen werden.

Lesungen im Queeren Zentrum

Die ersten Anschaffungen sowie die Etablierung einer Website wurden ebenfalls durch eine Förderung der Staatskanzlei ermöglicht und für einige Monate konnte eine Person angestellt werden, welche die Ausleihe sowie Rückgabe verwaltet und neue Anschaffungen katalogisiert hat. Leider wurde die Förderung in den Folgejahren nicht verlängert. Seitdem haben TIAM und das Queere Zentrum in Kooperation die Verwaltung des Bestandes sowie die Betreuung der zumeist ehrenamtlich geleiteten Projekte

Am liebsten werden queere Autor-innen angefragt, welche ihre Bücher selbst publizieren und wenige Möglichkeiten haben, diese zu präsentieren. Daher möchte man sie besonders unterstützen. Die Einbettung der Veranstaltungen in Strukturen des QZEF ermöglicht die Zahlung eines Honorars sowie eine Fahrtkostenentschädigung, außerdem können Autor-innen während des Abends ihre Bücher zum Verkauf auslegen – natürlich werden einige auch gleich für die QueerBib angeschafft. Der Mangel an Erfahrung mit derartigen Veranstaltungen geht oft mit einiger Unsicherheit von Seiten der eingeladenen Personen einher und Sandra nimmt sich Zeit, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, bevor die Lesung konkret in Angriff genommen wird. Lesungen sollen für alle möglich sein, ungeachtet möglicher Einschränkungen – „Hauptsache, alle fühlen sich wohl.“ Dies hat dazu geführt, dass es für zwei Personen die allererste Lesung eigener Texte vor Publikum war. Wie sehr sie daran wachsen, sei deutlich zu spüren, wenn man im Anschluss durch die ausgelegten Bücher stöbert und mit den Leuten ins Gespräch kommt.



Die Bücherschränke der QueerBib des Queeren Zentrums Erfurt

rund um Bücher und Begegnungen übernommen, sodass diese trotz fehlender hauptamtlicher Kapazitäten zum Teil fortgeführt werden können. Aktuell kümmert sich Sandra um das Lese- und Begegnungscafé, welches jeden zweiten Freitag stattfindet und bei Getränken und Snacks zu entspannten Gesprächen einlädt. Im vergangenen Jahr hat sie zudem einige erfolgreiche Lesungen durchgeführt. Einen Ort der Sicherheit zu schaffen – dies steht auch hier bei der Planung stets im Vordergrund.

Die bisher eingeladenen Personen sind zumeist mehrfach von Diskriminierung betroffen. „Mit Autismus kann man nicht schreiben, da fehlt doch die Empathie“, lässt Sandra verlauten und verdreht die Augen. Ein besseres Gegenargument als die Bücher von Ju Hex oder Alina Joelle, welche beide bereits Lesungen im QZEF gehalten haben, gebe es nicht. Auf ihrer Website begründet Alina es wie folgt: „Mentale Gesundheit und vor allem die Aufklärung über Autismus. Ich selbst bekam meine Diagnose erst vor wenigen Jahren und möchte helfen, es anderen einfacher zu machen.“

Inhaltlich wird in den vorgestellten Werken eine Bandbreite an Identitäten sowie Beziehungsformen präsentiert, welche die Vielfalt des queeren Spektrums sowie dessen intersektionale Verwobenheit mit anderen Thematiken darstellen. Dabei werden auch Elemente verarbeitet, die möglicherweise für Zuhörende triggernd sein können. Man kann nie wissen, worauf genau jemand reagiert, aber es sei wichtig, zu Beginn der Lesung bzw. im Vorfeld Hinweise zu bekannten Triggern zu geben, so Sandra. Zudem gebe es während der Veranstaltung immer die Möglichkeit, sich in einen separaten Ruheraum zurückzuziehen. Sicherheit und Vertrauen, dies ist nicht nur wichtig für die Autor:innen, sondern für alle, die das QZEF betreten.

Ausblick in die Zukunft

Auch ohne externe Förderung wächst die QueerBib weiter. Sachspenden werden immer gerne entgegengenommen und aktuell warten noch einige Kartons mit Büchern und DVDs darauf, katalogisiert und in die Regale einsortiert zu werden. An einer Pinnwand finden sich einige Zettel mit konkreten Wünschen und Anregungen für Buchpatenschaften. Wer generell die Arbeit des Queeren Zentrums unterstützen möchte, kann dies über eine Spende an den Trägerverein tun.

Sandra hat bereits viele Pläne für die Zukunft: weitere Lesungen, eine Bücherbörse oder auch Workshops, etwa zum Thema ‚Kreatives Schreiben‘ oder ‚Book-Blogging‘. Vielleicht entwickelt sich daraus sogar eine Schreibgruppe und bei zukünftigen Lesungen könnten Texte präsentiert werden, die in den Räumen des Zentrums ihre Anfänge gefunden haben. Queere Personen, welche sich beteiligen oder eigene Ideen einbringen wollen, können sich gerne bei ihr auf Instagram melden (@lua3000) oder einfach zu einer Veranstaltung vorbeikommen. Eine Übersicht zu aktuellen Terminen gibt es auf der Website des QZEF (www.queeres-zentrum-erfurt.de) sowie auf Instagram (@queereszentrumef). ●

Kleine Anatomie des Buches: Aufkleber

Von Felix Haenlein

Wenn ein-e Autor-in einen wichtigen Preis gewinnt, dann geht das meist mit einer temporären Nicht-Verfügbarkeit der Bücher einher, die auf eine solche Verkündung folgt. Und wenn sie dann in die Buchhandlungen zurückkehren, klebt auf dem Umschlag nicht selten ein Sticker, der nochmal daran erinnern soll, warum man auf diese Bücher nun so lange hat warten müssen. Der Grund für das zwischenzeitliche Verschwinden der Bücher findet sich nun nicht darin, dass alle vor der Preisverleihung gedruckten Exemplare eingesammelt und beklebt werden, sondern darin, dass schnellere Kund:innen alles (und dieses „alles“ ist oft ja nicht viel, weil die mit renommierten Preisen bedachten Bücher nur selten schon vorher Bestsellerstatus besitzen) weggekauft haben. Trotzdem ist das Bild einer solchen Geiselnahme nicht ganz von der Hand zu weisen, weil schließlich niemand nach diesen Aufklebern fragt, auf denen „Nobelpreis für Literatur“ oder „Deutscher Buchpreis“ steht. Insbesondere nicht die Leser:innen und schon gar nicht die Verantwortlichen für die Gestaltung der Bücher. Denn warum sollte sich jemand Stunden und Tage mit der Erstellung eines Buchumschlags beschäftigen, wenn am Ende sowieso wieder ein stumpfsinniger Aufkleber drübergepappt wird, der nicht einmal ansatzweise ins Designkonzept passt?

Und warum müssen diese Aufkleber zu allem Überfluss auch noch so schwer wieder abgehen? Im Internet finden sich einige Hilfevideos dazu, wie man sie entweder mit dem Föhn anwärmen oder mit einem Lappen einweichen kann. Am ehesten empfiehlt es sich, die Sticker möglichst schnell abzuziehen, weil da die Wahrscheinlichkeit am größten ist, sie rückstandslos zu entfernen. Und zumindest Kleberückstände lassen sich mit dem Aufkleber selbst entfernen: dazu einfach mit schnellen Bewegungen die Klebeseite des abgezogenen Bapperls immer wieder dort andrücken und abziehen, wo noch etwas entfernt werden muss. Das klappt natürlich auch mit Preisetiketten, die sich häufig noch auf bestellten oder auf gebrauchten Büchern finden können (und auf denen Buchverschenker:innen von vornherein vergebliche Kämpfe gegen die Buchpreisbindung verlieren, wenn sie den Beschenkten durch das Schwärzen des Kaufpreises den Geldwert des Geschenkes zu verschweigen versuchen – der Aufkleber muss ab, egal ob der Buchpreis ein Euro-Zeichen dahinter hat oder von einer hochqualifizierten Jury verliehen worden ist).

Auch auf den wahrscheinlich auf dem deutschen Buchmarkt bekanntesten Sticker lassen sich die genannten Tipps anwenden: den Spiegel-Bestseller-Aufkleber. Es gibt ihn in-

zwischen in mehreren Ausführungen: als Hinweis darauf, dass ein Buch auf der Spiegel-Bestseller-Liste steht, aber auch mit dem Aufdruck „Spiegel-Bestseller-Autor“ (bzw. „-Autorin“), mit dem auch auf den Bestseller folgende Worseller beworben werden können, oder mit der Beschriftung „Dein Spiegel Bestseller“ (für Kinderbücher) sowie Ausführungen für weitere Medienpartner wie etwa das manager Magazin mit dem „manager magazin Bestseller“.

Es reicht übrigens nicht aus, das eigene Buch auf diese Listen zu bringen, um den begehrten Aufkleber zu erhalten. Zuerst muss ein Servicepaket der von der Spiegel-Gruppe beauftragten Buchmarkt Media GmbH gekauft werden (bis zum Anfang des Jahres war dafür noch die Harenberg GmbH zuständig, die allerdings zum 1. Januar Insolvenz anmelden musste), das in unterschiedlichen Stufen verfügbar ist. Das Silber-Marketingpaket enthält die Verwendung in Vorschauen, Werbemitteln und Anzeigen. Kosten: 250 € je Titel. Das Gold-Coverpaket enthält die Nutzung und Aufbringung auf dem Buchcover: nochmal 250 € je Titel. Und das Platin-Premiumpaket gibt es nur für Spiegel-Bestseller-Platz-1-Titel und den Preis auch nur auf Anfrage. Es darf aber vermutet werden, dass man noch weit mehr als die 500 € für Silber und Gold ausgeben kann.

Unter vielen anderen hat also wohl auch der Kopp Verlag für seinen Autor Gerhard Wischniewski, der dort seit 2016 Verschwörungstheorien verbreitet, um die 500 € für Spiegel-Aufkleber ausgegeben. Aus Buchhandelskreisen kann man erfahren, dass der bedauerlicherweise zum Bestseller gewordene Jahresbericht *verheimlicht – vertuscht – vergessen. Was 2023 nicht in der Zeitung stand* (bzw. auch schon die Berichte der Vorjahre) zwar ohnehin nicht überall offen beworben wird und gerne mal nur auf Nachfrage unter der Ladentheke hervorgeholt wird. Aber er trägt, wie man auch auf den Online-Plattformen sehen kann, über die er vertrieben wird, das bekannte Spiegel-Bestseller-Logo. Was den Verlag nun dazu gebracht haben mag, dem Spiegel bzw. dessen Partnern Geld zu bezahlen, um damit werben zu dürfen, ist ziemlich klar – man möchte sich mal wieder als Opfer der „Mainstreampresse“ inszenieren, die sich die Wirklichkeit nur „schön zurechtschminkt“ (vgl. den Klappentext des sogenannten Enthüllungsbuches), aber alles daransetzt, die wirkliche Wirklichkeit (oder so) nicht ans Licht der Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die rechtsextreme Zeitschrift Compact konnte so direkt wieder enthüllen: „Mit einem Trick hält man den Ent-

hüllungs-Kracher aber weiter unten, als er eigentlich stehen müsste.“ Und der Kopp Verlag selbst hat herausgefunden: „Jetzt wurde bekannt, dass *verheimlicht – vertuscht – vergessen 2023* in immer mehr Buchhandlungen nicht in der Bestsellerwand einsortiert wird – und auch im Geschäft nicht vorrätig ist.“ Dass sämtliche angefragten Buchhändler:innen das Buch direkt für die Abholung am nächsten Tag bestellt hätten, verhöhnt die rechten Jammerlappen nicht. Sie haben ihren Skandal: „ein klassischer Bestseller-Boycott.“ Was auch immer das sein soll, aber offenbar leidet man dort öfter mal unter diesem Phänomen.

Insofern lohnt es sich tatsächlich auch für die rechtsextremen Gegner:innen der freien Presse, mit deren Namen zu werben, schließlich bekommt man zumindest für die eigene Klientel den nächsten Aufreger gleich mitgeliefert, der zu neuer Propaganda verarbeitet werden kann. Alle anderen sollten sich vielleicht besser überlegen, ob es die Investition wert ist, den eigenen Buchumschlag auf diese Weise zu verschandeln – die meisten Leser:innen könnten sicherlich gern drauf verzichten. Und sowieso zeigt sich am Vertriebsmodell der Buchmarkt Media GmbH (und auch an dem ihrer Vorgängerin) mal wieder ein Problem, das sich immer schnell ergeben kann, wenn alles zu Geld gemacht werden soll und jede-r, der-die bezahlt, dieselbe Leistung bekommt: Auch rechte Spinner bezahlen mit demselben Geld.

Eine ganz andere Frage zum Schluss: Wie viele Regalmeter verschwenden alle nicht abgezogenen Spiegel- und Nicht-Spiegel-Aufkleber in deutschen Haushalten und Bibliotheken wohl, wenn man alle zusammenrechnet, d. h. theoretisch aufeinanderklebt? ●

Lit Era Tur gibt es auch online.

Ihr findet uns unter: <https://www.uni-erfurt.de/philosophische-fakultaet/seminare-professuren/literaturwissenschaft/forschung/nachwuchskolleg/lit-era-tur>

oder: https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00002717

Dort könnt ihr die aktuellen Ausgaben lesen und habt Zugriff auf das vollständige Archiv der vorangegangenen Ausgaben.

Impressum

LIT ERA TUR.

Zeitschrift für Literaturkritik.

Online unter: https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00002717

Kontakt

EPPP Graduiertenkolleg
Texte. Zeichen. Medien.
Nordhäuser Straße 63
99089 Erfurt

Verantwortliche

Tobias Funke, Verena Gold, Felix Haenlein,
Johanna Käsmann, Janne Lilkendey,
Jessica Maaßen, Max Rosenzweig, Elena Stirtz

Weitere Autor·innen

Sarah Eckardt, Mattias Engling, Nadine Fechner,
Sophia Klefisch, Ann-Katrin Preis, Wolfgang Struck

Lektorat

Elena Stirtz (Endkorrektur)
Oliver Erdmann, Tobias Funke, Verena Gold,
Felix Haenlein, Johanna Käsmann, Janne Lilkendey,
Ann-Katrin Preis, Max Rosenzweig, Luana De Souza Sutter

Satz und Gestaltung

Felix Haenlein

Abbildungen

Die Rechte für die Coverabbildungen der Bücher liegen bei den Verlagen, die Abbildung für das Cover dieser Ausgabe stammt von Valentin Junghanß (Instagram: @valentinjunghanss), die Fotos auf den S. 32 u. 44 haben die Autorinnen des Artikels angefertigt. Die Fotografien der Objekte aus der Fotothek Gotha (S. 41) stammen von Nadine Fechner. Die Friedenstein Stiftung Gotha weist in diesem Zusammenhang auf Folgendes hin: Wir haben uns bemüht, die Bildrechte zu ermitteln. Sollten Sie die rechteinhabende Person sein, melden Sie sich gerne bei der Friedenstein Stiftung Gotha.

Druck

CityDruck & Verlag GmbH Erfurt
Auflage: 300 Exemplare

Finanziert aus Mitteln des EPPP-Graduiertenkollegs
Texte. Zeichen. Medien.

ISSN

Print 2940-9373
Online 2940-9381

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Lit 316 Tur

2024 | 6

TEXTE. ZEICHEN. MEDIEN. LITERATURWISSENSCHAFT. UNIVERSITÄT ERFURT

Das Nachwuchskolleg Texte. Zeichen. Medien. repräsentiert die Graduiertengruppe des Forums Texte. Zeichen. Medien.

Unsere Gruppe vereint derzeit Mitglieder der Fachrichtungen Allgemeine und Vergleichende, Amerikanistische, Anglistische, Neuere Deutsche, Romanistische und Slawistische Literaturwissenschaft.

In einer 14-tägig im Semester stattfindenden Schreibwerkstatt besprechen wir in der Regel ein bis zwei Textvorlagen unserer Mitglieder. Kritik, Anregungen, Strukturierungshilfen und Lektürehinweise sind die wesentlichen Ziele dieser Werkstattgespräche.

Konzeptionell bieten die Projekte der Nachwuchsgruppe im Forum Texte. Zeichen. Medien. Anschlüsse an andere universitäre Forschungsgruppen, etwa die „Erfurter RaumZeit-Forschung“, die „Verräumlichung und Kulturtechniken“ und das „Erfurter Netzwerk zum Neuen Materialismus“.

Weitere Infos zu uns, unseren Projekten und dazu, wie ihr mit uns Kontakt aufnehmen könnt, findet ihr unter:

<https://www.uni-erfurt.de/philosophische-fakultaet/seminare-professuren/literaturwissenschaft/forschung/nachwuchskolleg>



LABYRINTHVS
HISTABITAT

